Gobineau's Rassenphilosophie.

(Essai sur l'inégalité des races humaines).

Dargestellt

von

Dr. Paul Kleinecke.

Berlin 1902.
Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF WISCONSIN

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF WISCONSIN

70415
APR 15 1903
FE
G53
YK6

Vorbemerkung.

Um eine Gesamtvorstellung von Gobineaus Wesen und ein Bild seines Lebens zu gewinnen, schaffe man sich die in einem Heftchen bei Reklam erschienene Uebersetzung seiner „Asiatischen Novellen“ an. Sie sind von dem hochverdienten Begründer der deutschen Gobineau-Vereinigung, Professor Dr. Ludwig Schemann in Freiburg i. B., übersetzt und mit einer Einleitung versehen, die eine umfassende Würdigung Gobineaus und seiner verschiedenen Werke bietet. Im selben Verlage und von demselben Uebersetzer erschien die „Renaissance“, eine Perle der Weltlitteratur und von der Pariser Akademie mit einem Preise gekrönt. Gobineaus bedeutendstes Werk, der „Essai sur l'inégalité des races“, dessen allgemeiner oder theoretischer Teil in diesem Werkchen dargestellt werden soll, erschien in zweiter Auflage in Paris bei Firmin-Didot et Cie. 1884. Die treffliche Uebersetzung des ganzen Werkes ins Deutsche verdanken wir gleichfalls Ludwig Schemann. Sie ist in vier Bänden vollständig jetzt im Verlag Friedrich Frommann (E. Hauff) in Stuttgart erschienen.

Das vorliegende Werkchen verfolgt den Zweck, die Leser zur Lektüre des gesamten Originalwerkes in französischer oder deutscher Sprache anzuregen. Es bietet also denen nichts Neues, die Gobineaus „Essai“ bereits gelesen haben. Die Zahl dieser ist aber, selbst in Gelehrtenkreisen, verhältnismässig noch so klein, dass ich wohl mit Recht annehme, dass den meisten meiner Leser dieses Buch von Nutzen sein werde.

Zum besseren Verständnis bemerke ich noch folgendes. Der hier dargestellte Teil des Gobineauschen Werkes ist im Jahre 1853 vollendet worden. Die Ausgabe von 1884 ist nur ein wörtlicher

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Abdruck davon. Wohl waren in den 31 Jahren zahlreiche und bedeutende Forschungsergebnisse, wie z. B. die Lehren Darwins und Buckles, zu Tage getreten, wohl hatte die politische Welt gewaltige Umwälzungen erfahren, und die einen wie die anderen schienen bedenklich an einzelnen Zweigen zu rütteln, welche aus dem Boden der Gobineauschen Lehre erwachsen waren. Aber die Grundwahrheiten dieser Lehre waren durch nichts erschüttert, und um ihretwillen, um die es Gobineau allein zu thun war, liess er auch die erkannten Fehler und Schwächen seines Jugendwerkes unverändert stehen. Nicht ganz ohne Berechtigung beruft er sich darauf, dass er keine Sicherheit habe, bei einer Verbesserung solcher Einzelheiten der absoluten Wahrheit näher zu kommen als vorher. Der grosse Gedanke aber, den Gobineau zuerst gefunden und schon vor Darwin verkündet hat, liegt in der Erkenntnis, dass fortan jede Kultur- und Menschheitsgeschichte im Lichte der Rasse zu betrachten sei. Dieser geniale Gedanke, der, einmal aufgefasst, so einleuchtend und fast selbstverständlich erscheint, ist von bedeutenden Schriftstellern der Neuzeit zum Ausgangspunkt wichtiger Forschungen gemacht worden, welche, aufgebaut auf neuen Entdeckungen, die Gobineau noch nicht kannte, und gefördert durch die eigene Geistesarbeit der Verfasser, die herrlichsten Früchte getragen haben. Dazu gehören in erster Linie die in den letztvergangenen Jahren mit Recht so berühmt gewordenen „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ von Housten Stewart Chamberlain. Leider hat dieser Mann, der doch Gobineau so vieles verdankt, der Versuchung nicht widerstehen können, besonders in der Vorrede zur dritten Auflage von 1901, neben einigen wenig sagenden Anerkennungen für den grossen Vorgänger, durch mehrere spöttische, fast höhnische Hinweise auf einzelne Schwächen in Gobineaus Werk seine eigene Unabhängigkeit von diesem nachzuweisen. Wenn er sich dabei aber zu der Behauptung versteigt, dass „Gobineau seine Darlegungen auf die dogmatische Annahme gründet, die Welt sei von Sem, Ham und Japhet bevölkert worden“, so ist das eine Ungeheuerlichkeit, die nur verdient, niedriger gehängt zu werden.

Wenn hierfür die Lektüre meines bescheidenen Werkes auch schon ausreichend erscheinen mag, so ist es doch zu diesem Zwecke nicht geschrieben; hatte ich doch bei der Abfassung desselben Chamberlains Werk noch nicht gelesen. Mir schwebte

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

vielmehr ein anderes Ziel vor. Mancher mochte denken: Nun gut, geben wir Gobineau die Ehre, die ihm als erstem Pfadfinder gebührt. Aber er ist überholt von anderen, und warum sollen wir uns mit seinen Werken quälen, die doch veraltet sind? Gegen diese Auffassung wende ich mich ganz entschieden. Ebenso wie Lessings „Laokoon“ oder Herders „Ideen“ nie veralten können, obgleich viele ihrer Gedanken- und Forschungsergebnisse vor der heutigen Kritik nicht mehr bestehen, ebensowenig kann Gobineaus Rassenwerk, wenigstens in seinem allgemeinen Teil, jemals veralten. Denn sein Erscheinen bedeutet einerseits einen epochemachenden Abschnitt in der allgemeinen Natur- und Kulturgeschichte, andererseits ist es das Werk eines schöpferischen Geistes, dessen Reiz tief im Persönlichen liegt, weniger in den immerhin unsicheren Einzelergebnissen.

Sa lag mir denn bei meiner Bearbeitung nicht nur daran, eine schnelle und bequeme Kenntnisnahme des Inhalts zu vermitteln, sondern ich hegte daneben den stillen Wunsch, meinen Lesern, welche Gobineau noch nicht kennen, etwas von dem Geiste des gewaltigen Denkers zu bieten. Und wenn sie nach Beendigung dieser Lektüre bekennen, seines Geistes auch nur einen Hauch verspürt zu haben, so hat mein stiller Wunsch die herrlichste Erfüllung gefunden.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF WISCONSIN

Kapitel I.

Die Vergänglichkeit der Civilisationen und menschlichen Gesellschaften ist das Ergebnis einer allgemeinen und gemeinschaftlichen Ursache.

Um die Entstehung, die Entwicklung und die Erfolge eines ganzen Volksstammes zu verstehen, giebt es nach Gobineau, wie bei dem Einzelmenschen, bestimmte Merkmale geistiger Veranlagung. Haben wir diese einmal erfasst, so wird uns der Entwicklungsgang eines Volkes vom Anfang bis zu seinem Untergang leicht verständlich erscheinen. Die Geschichte liefert uns Beispiele dazu. Wenn man aber bedenkt und sieht, dass die Civilisation aller vorgeschichtlichen und geschichtlichen Völker nach einer Zeit des Aufschwunges, der Macht und des Ruhmes, alle ohne Ausnahme, selbst unter den günstigsten Bedingungen ihres Daseins schliesslich zu Grunde gegangen sind, und wie zeitgenössische Staatenbildungen, trotz ihres verhältnismässig geringen Alters schon die sicheren Zeichen des Verfalles in sich tragen, so gelangt man zu dem erschreckenden Schluss, dass jede menschliche Gesellschaft, ebenso wie der Einzelmensch, bereits im Augenblick des Werdens neben den Keimen lebensvoller Entwicklung den Urgrund sicheren Unterganges im Innern berge. Welches ist nun dieser Urgrund, und ist er bei allen Staaten derselbe?

So verschieden auch die äusseren Umstände sich darstellen, unter denen die alten Kulturstaaten*), wie Assyrien, Ägypten, Griechenland und Rom, zu Grunde gingen, so gelangt man bei gründlicherem Forschen doch zu dem Ergebnis, dass dieser von

*) Kultur und Civilisation sind von Gobineau nicht unterschieden.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Urbeginn anhaftende Todeskeim bei allen Völkern gleichartig und derselbe ist. Diese Erkenntnis ist ausschliesslich modern und ein Erfolg unserer umfassenderen Geschichtskenntnis, welche den alten Kulturstaaten abging. Wie nämlich die Sterblichkeit der Menschen sich aus der Thatsache erweist, dass bisher alle Menschen gestorben sind, so schliessen wir aus der Vernichtung aller bisherigen Staatengebilde auf die Vergänglichkeit der Staaten überhaupt. Welches ist aber der Urgrund der Vergänglichkeit?

Der religiöse Geist des asiatischen Altertums sah in der Vernichtung einer Nation lediglich die göttliche Strafe für ihre Sünden und eine Warnung für die schuldigen, aber noch unbestraften Volksstämme. Gobineau lässt diese Auffassung gelten, insofern sie den Finger Gottes in des Schicksals Walten erkennt. Auch nach ihm geht kein Staat zu Grunde ohne Gottes Willen. Auch er lässt die Sünde als den Urgrund der Vernichtung gelten, wie beim Einzelmenschen so bei den Völkern. Aber was die Propheten zur Erklärung einzelner Fälle verwandten, will er für die Gesamtheit der Vernichtungserscheinungen zum Gesetz machen. Die Strenge des göttlichen Gerichtes erstreckt sich eben auf alle menschlichen Gemeinschaften, ihr Untergang ist vorherbestimmt durch ein Weltengesetz, unabänderlich wie alle Naturgesetze der organischen und unorganischen Welt.

Die vornehmen Geister der Athener und Römer sahen den Luxus, die Verweichlichung, die schlechte Verwaltung, die Sittenverderbnis und den Fanatismus als Vorboten und Ursachen des Verfalles an, und zwar so, dass ein Vermeiden dieser Ursachen einem Volke dauernde Blüte sichern könnte. Auf Grund solcher Auffassung stützten sie ihre Sittenlehre, bekämpften sie tapfer das Laster und seine verderblichen Folgen. Aber die wirklichen Gründe, die aus dem Rahmen des Sittengesetzes herausfallen, blieben ihnen fast gänzlich unbekannt. So kann Gobineau die theoretische Weltauffassung eines Tacitus und Plutarch zwar nicht billigen, aber ihrem sittlichen Bestreben spendet er die grösste Hochachtung.

Auch die Rationalisten des 18. Jahrhunderts suchten auf Grund derselben unvollkommenen Weltanschauung wie ihre klassischen Vorgänger den Untergang ihres Staates abzuwenden. Aber ihnen versagt Gobineau jede Teilnahme, ihnen gegenüber ist sein Urteil hart. War das Bestreben der Alten konservativ und staatserhaltend, so waren die Lehren der Vorgänger der Revolution umstürzlerisch. Um die Gesellschaft zu retten, trachteten die Voltärianer, Religion,

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Gesetz, Handel und Gewerbe zu zerstören, indem sie die Religion als Fanatismus, das Gesetz als Despotismus, Handel und Gewerbe als Luxus und Korruption verschrieen. Doch der Irrtum an sich ist bei den Alten und Neuen der gleiche: Es ist nicht wahr, dass sittliche Gründe, wie Fanatismus, Luxus, Sittenverderbnis und religiöser Verfall notwendig den Untergang eines Staates zur Folge haben. Diesem Beweis ist das nächste Kapitel gewidmet. —

Kapitel II.

Fanatismus, Luxus, schlechte Sitten und Abfall vom Glauben führen nicht notwendig den Sturz der Gesellschaften herbei.

Es gab kein fanatischeres Volk als die Azteken in Mexiko. Nicht bloss der Feinde, sondern auch der eignen Bürger Blut floss unaufhörlich auf den Altären ihrer Götter. Aber ihr Fanatismus hat ihren Untergang nicht herbeigeführt, und hätte das Genie eines Fernando Cortez und der Mut seiner Begleiter ihrer schaudervollen Herrschaft kein Ende bereitet, so hätte sie noch lange fortbestehen können.

Luxus und Verweichlichung lassen sich ebensowenig als Ursachen des Niederganges nachweisen. Sie wirkten bei den alten Griechen, Persern und Römern vielleicht in anderer Form, aber kaum in höherem Grade als bei den modernen europäischen Kulturvölkern. Zudem treten sie nur in den höheren Gesellschaftsklassen in Erscheinung. Auch im Mittelalter sind die Venetianer, Genuesen und Pisaner an der Anhäufung ihrer Schätze nicht zu Grunde gegangen. Wenigstens ist der Beweis dafür nicht erbracht.

Ferner braucht die Sittenverderbnis, an sich die schrecklichste Geissel der Völker, nicht unvermeidlich zur Zerstörung zu führen. Wäre das richtig, so müsste die Macht und das Gedeihen eines Staates im direkten Verhältnis stehen zur Reinheit seiner Sitten. Aber schon die vielgerühmte Bauerntugend jener Römer von altem Schrot und Korn erscheint Gobineau in sehr fraglichem Lichte. Betrachteten sie doch ihre Frauen als Sklavinnen, ihre

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Kinder als Vieh und ihre Schuldner wie jagdbares Wild. Dagegen wende man nicht ein, dass das allgemeine sittliche Niveau damals eben ein anderes war. Zeigt doch die Vertreibung der Könige in Folge der Entehrung der Lukretia, mag diese That geschichtlich oder sagenhaft sein, dass das sittliche Gefühl des Volkes damals schon hinreichend geschärft war gegen den Missbrauch der Gewalt. Auch bei andern Völkern lässt sich nachweisen, dass in ihrer Entstehungszeit die grössere Tugend durchaus nicht immer die grössere Kraft einhüllte. Die Staaten bestehen nicht nur trotz ihrer Laster, nein, sie verdanken ihren Glanz oft geradezu den abscheulichsten Sitten. Beweis: Die Banditenverfassung der Spartiaten und die nichtsnützige Sittenroheit der Phönizier. Gobineau entdeckt sogar bei gewissen Völkern, die sich schon dem Niedergang nähern, eine Überlegenheit sittlicher Empfindung gegenüber den Anfangszeiten ihres Werdens. Auch fehlen grosse Männer von geistiger und sittlicher Höhe durchaus nicht zu Zeiten staatlichen Verfalls. So weist er unter den römischen Kaisern auf Trajan, Antoninus Pius, Septimius Severus und Jovianus und unter den Bürgern auf die zahlreichen Gelehrten, Märtyrer und Apostel der ersten christlichen Kirche hin. An der Geschichte seines eigenen Volkes zeigt er im besonderen, dass die Sittenverderbnis nichts als eine Krankheit ist, die in den verschiedenen Entwicklungsstadien einer Volksgemeinschaft sich bald verschlimmert, bald bessert, aber immerhin die Aussicht auf Heilung bewahrt. Sie hat daher nur transitorische Bedeutung.

Endlich macht man die Irreligiosität, die Aufgabe des väterlichen Glaubens für den politischen Verfall verantwortlich. Man will eine Wechselbeziehung wahrnehmen zwischen der Ausbreitung der Lehren eines Epikur und Zeno in Athen und Rom, dem Abfall von dem nationalen Götterglauben, dem beginnenden Atheismus und dem Untergang der beiden Republiken. Zunächst vergisst man dabei, dass dieser Hinweis eben nur auf Griechenland und Rom passt, denn andere Staaten, wie Tyrus, Karthago, Judäa, die Reiche der Azteken und Peruaner, gingen zu Grunde, obgleich ihre Bürger mit inbrünstiger Liebe ihre altgeheiligten Altäre pflegten. Aber auch für die beiden erstgenannten Staaten will Gobineau die Richtigkeit der angestellten Beobachtung nicht gelten lassen. In ausführlicher und fesselnder Darstellung schildert er den geistigen Zustand der Griechen und Römer zur Zeit des Skepticismus und der beginnenden Ausdehnung des

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Christentums und entwickelt dabei besonders folgende Gesichtspunkte:

Erstens: Der Atheismus war stets ein Luxus, den sich nur die wenigen Reichen und Gebildeten leisten konnten.

Zweitens: Diese wenigen Gebildeten mussten aber in ihrem öffentlichen und politischen Wirken stets auf die strenggläubige grosse Menge gebührend Rücksicht nehmen, wie aus dem Beispiel Perikles', Cäsars und selbst des christlich gesinnten Konstantin hervorgeht.

Drittens: Die Gläubigkeit der grossen Masse ist niemals unterbrochen worden. Der alte Glaube schwand nur, um dem siegreichen neuen Glauben Platz zu machen. Also auch hier kommt Gobineau zu dem Schluss, dass Mangel an Glauben nicht die Staaten zerstört.

Aber ebensowenig wie Gründe sittlicher Art kann eine schlechte Regierung, die ebenfalls schon von den Alten als staatenzerstörend bezeichnet wurde, als zwingender Grund zum Verfall angesehen werden. Davon im nächsten Kapitel.

Kapitel III.

Die geringere oder grössere Tüchtigkeit der Regierungen hat keinen Einfluss auf die Lebensdauer der Völker.

Unzweifelhaft tragen eine gute Verfassung und eine tüchtige Regierung unendlich bei zur gesunden Entwicklung eines Staates. Aber zu behaupten, dass von ihrem Vorhandensein die thatsächliche Dauer einer socialen Gemeinschaft abhängig sei, das wäre falsch. Es wäre richtig, wenn Völker nachweislich nur in wohlgeordneten Staatswesen existieren könnten; aber dem widersprechen eben die Erfahrungen der Geschichte. Ja, man muss zugeben, dass gerade in der Jugendzeit des Völkerlebens, also in der Blüte ihrer Kraft, ihre Regierungsform nicht immer die beste ist. Gobineau geht dieser Frage auf den Grund, indem er vier Arten schlechter Regierungsformen annimmt.

Erstens ist eine Regierung schlecht, wenn sie unter dem Einfluss des Auslandes gebildet worden ist. Er denkt dabei an

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

die Verfassung Athens unter den 30 Tyrannen. Diese wirkte aber nicht zerstörend, sondern die nationale Kraft gewann an ihr neuen Aufschwung.

Z w e i t e n s ist eine Regierung schlecht, wenn sie von einem siegreichen Stamme einem unterworfenen Volk aufgezwungen ist. So seufzte Frankreich im 14. Jahrhundert unter dem Joch der Engländer; China musste lange Zeit die Gewaltherrschaft der Mongolen und muss noch jetzt die fremde Mandschu-Dynastie ertragen. Aber sowohl Frankreich als auch China sind neugekräftigt aus dem Befreiungskampf hervorgegangen, und China wird auch die augenblickliche Fremdherrschaft einst abwerfen, ohne an seiner Lebenskraft etwas einzubüssen.

F e r n e r kann eine Regierungsform schlecht sein, wenn ihr ursprünglich gesundes Lebensprincip im Laufe der Zeit entartet ist. Das ist das Schicksal der spanischen Monarchie. Sie war begründet auf kriegerischem Geist und kommunaler Freiheit. Dieser Geist sank in Vergessenheit gegen Ende der Regierung Philipps II. Eine unglückliche religiöse Organisation kam hinzu, so dass Handel und Gewerbe in der allgemeinen nationalen Zersetzung begraben wurden. Und dennoch bestreitet Gobineau, — er thut es vor dem Jahre 1853 — dass Spanien als eine tote Nation anzusehen sei.

E n d l i c h ist eine Regierungsform schlecht, wenn sie in ihrem Innern den Keim zum Zwiespalt zwischen Regierenden und Regierten oder zwischen einzelnen Klassen der Unterthanen bietet. So sah man im Mittelalter die französischen und englischen Könige im Kampfe mit ihren Vasallen oder die Bauern mit ihren Lehnsherren. So entstanden in Deutschland die Hussitenkriege, die Kämpfe der Wiedertäufer und anderer Sektierer (sic!). Und ähnliche Zustände gab es in Italien, ohne dass sich aus allen diesen Bürgerkriegen eine Schwächung der nationalen Kraft nachweisen liesse.

Nun hat es zwar unzweifelhaft glänzende Regierungen gegeben, die wie ein aus dem Dunkeln hervorbrechender Sonnenblick ein Volk im Glücke erstrahlen liessen. Aber ebensowenig wie schlechte Regierungen einem Staate Verderben brachten, haben jene glänzenden seine eigentliche Lebenskraft wesentlich gestärkt. Dazu waren sie zunächst nicht häufig und langdauernd genug. Ferner sind gerade über die Segnungen dieser glänzenden Regierungen die Ansichten durchaus geteilt, wie Gobineau an dem

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Beispiele Wilhelms von Oranien für England und Ludwigs XIV. für Frankreich nachweist. Ausserdem kann man geschichtlich nachweisen, dass die Regierungen, unter denen ein Volksstamm schliesslich seinen Untergang fand, durchaus nicht immer die schlechtesten waren.

Kapitel IV.

Was man unter dem Worte Entartung zu verstehen hat; von der Mischung der Rassen, und wie menschliche Gesellschaften sich bilden und wieder vergehen.

Eine schlechte Regierung an sich hat also, ebensowenig wie die behandelten moralischen Missstände, noch nicht den Untergang einer Nation zur Folge. Es muss vielmehr neben diesen Missständen ein von ihnen unabhängiger Todeskeim vorhanden sein. Ist er vorhanden, so wird auch der bestregierte Staat zu Grunde gehn, so gut wie ein zum Tode erschöpftes Pferd auch auf ebener Bahn stürzt. Zu dieser tieferen Erkenntnis über die Ursachen des staatlichen Niedergangs war man schon in der Zeit nach der grossen Revolution vorgedrungen. Aber leider hat man es nicht verstanden, diesen Gedanken logisch weiter zu verfolgen. Welches ist denn dieser Todeskeim? fragte man sich; und man antwortete: Es ist die Entartung. Die Nationen sterben, sobald ihre Elemente entartet sind. — Das war ganz schön, aber man scheiterte wiederum an der Begriffsbestimmung der Entartung. Man erklärte nämlich: Entartet ist das Volk, welches durch schlechte Regierung, durch Schwelgerei, Fanatismus oder Irreligiosität die Erbtugenden seiner Väter verloren hat. Das heisst also: Ein Volk geht an den socialen Missständen zu Grunde, wenn es entartet ist, und es ist entartet, weil es an den socialen Missständen zu Grunde geht. Der schönste circulus vitiosus!

Auch Gobineau sieht in der Entartung den eigentlichen Todeskeim für die Völker. Sie gehen unter, weil sie nicht mehr dieselbe Kraft wie ihre Väter besitzen, um die socialen Gefahren zu bestehen, mit einem Wort, weil sie entartet sind. Aber neu und

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

epochemachend ist es, dass Gobineau dem Begriff der Entartung einen fassbaren Inhalt giebt. Entartet ist bei ihm dasjenige Volk, in dessen Adern in Folge mannigfacher Mischungen und Kreuzungen nicht mehr das reine Blut seiner Väter fliesst, von denen es schliesslich nur noch den Namen, aber nicht mehr die Rasseeigenschaften besitzt.

Wenn aber eine Rasse durch Blutmischung verschlechtert werden soll, so setzt das voraus, dass die einzelnen Rassen einander nicht gleichwertig sind, und somit kommt Gobineau zu dem Hauptpunkt seines Werkes, nämlich zur Untersuchung über die Ungleichwertigkeit der einzelnen Rassen. Zu diesem Zwecke sucht er uns eine Vorstellung davon zu machen, auf welche Weise sich ein Geschlecht, ein Stamm zu einer Nation entwickelt.

Ein solcher Stamm wird, instinktmässig geleitet durch die in ihm wirkende Lebenskraft, sich selbst Gesetze auferlegen, um in seiner Gesamtheit eine Rolle in der Welt zu spielen. Dabei sind Berührungen mit anderen Stämmen und Familien unvermeidbar, und er muss diese, dem Erhaltungstriebe folgend, auf friedlichem oder kriegerischem Wege sich einzuverleiben suchen. Das ist der erste, notwendige Schritt zur Civilisation; alle Kulturvölker, mögen sie schliesslich eine hohe oder niedrige Stufe erreicht haben, mussten ihn thun.

Aber es giebt auch eine grosse Zahl Völkergruppen, welche nicht einmal diesen ersten Schritt zu thun vermochten. Die Neger Polynesiens, die Samojeden und andere nördliche Stämme, der grösste Teil der afrikanischen Neger sind nie zu einer umfassenden Stammesverbindung gelangt. Wohl greift auch hier der Stärkere den Schwächeren an, aber nur, um ihn zu berauben oder zu töten, nicht um ihn sich anzugliedern. Wenn wir nun sehen, dass solche uncivilisierten Stämme über alle Zonen der Erde verbreitet sind, dass sie am Meer, an Seeen und Flüssen, in Wäldern, Steppen und Einöden wohnen, so kann ihr politisches Unvermögen auch nicht durch Klima oder Oertlichkeit beeinflusst sein, sondern muss als die Folge einer inneren, angeborenen Minderwertigkeit angesehen werden. Sie sind unfähig, den natürlichen Wiederwillen, den Menschen und Tiere gegen jede Kreuzung empfinden, zu besiegen.

Gobineau beleuchtet dann die verschiedenen Entwicklungsstufen eines Stammes, der sich zu einer wirklichen Nation erhebt. Ein solcher Stamm begnügt sich nicht mit der einmaligen

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Einverleibung unterworfener Stämme, sondern erobert schliesslich ein grosses Reich, dessen Boden er sich aneignet und dessen Bewohner er neben sich duldet, bis im Laufe der Jahrhunderte nach Ausgleichung der seelischen und gesellschaftlichen Gegensätze Sieger und Besiegte durch Kreuzung immer mehr zu einem Stamme verschmelzen.

Doch bleibt merkwürdigerweise selbst bei den Stämmen vorgerückter Mischung immer noch ein starker Widerwille gegen weitere Mischung zurück. Am auffallendsten ist dieser Widerwille bei den Arabern, die doch selbst semitisch-hamitischer Mischung entsprossen sind, aber wegen ihrer stammweisen Absonderung zu keiner vollen Nationalität gelangen können. Derselbe Widerwille besteht auch anderswo. So giebt es in Frankreich, wie Gobineau erzählt, noch jetzt Landkreise, welche eine Heirat von Dorf zu Dorf verabscheuen.

Demnach unterliegt das gesamte Menschengeschlecht zwei Gesetzen: dem Gesetz der Abstossung und dem der Anziehung. Ersteres beherrscht die wilden Völkerschaften völlig, während das zweite um so stärker auf die übrigen Völker wirkt, je entwickelungsfähiger sie sind.

Nehmen wir noch einmal an, dass eine Familie kraft angeborener Instinkte sich zu einem grossen Stamme entwickelt hat. Im weiteren Verlaufe seiner Entwickelung wird dieser entweder selbst erobernd weiter schreiten oder einem stärkeren Stamme unterliegen. Setzen wir den ersten Fall: Er unterwirft andere Stämme, aber beherrscht sie nicht nur, sondern regiert und veredelt sie, indem er gute Sitten und Einrichtungen der Unterworfenen beibehält, die schlechten aber durch eigene bessere ersetzt. So springen zwei Thatsachen in die Augen: Einmal, dass eine minderwertige Rasse, weil sie zufällig in die Hände eines starken Herren fiel, zur Anteilnahme an einem höheren Geschick berufen wird, wie z. B. die Angelsachsen in England durch ihre Unterwerfung unter die normannische Kultur. Zweitens aber, dass ein auserwähltes, ein Herrenvolk, dass als solches mit starker Neigung zur Vermischung mit anderem Blut begabt ist, durch die intime Berührung mit der besiegten minderwertigen Rasse sein Blut verschlechtert. Denn sollte auch die Bluterneuerung bei der einen Kreuzung stehen bleiben, so hätte man nach längerem oder kürzerem Zeitraum eine neue Rasse vor sich, unzweifelhaft weniger tüchtig, als die Vorfahren der besseren Volkshälfte, aber

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

immer noch genügend stark und vielleicht mit besonderen Werteigenschaften begabt, die als unmittelbare Wirkung der Mischung selbst anzusehen sind. Aber gewöhnlich ist der Verlauf nicht so, und die Kreuzung beschränkt sich nicht auf die beiden ursprünglichen Völker.

Also das trotz der Kreuzung mächtige Volk macht neue Eroberungen. Jedesmal fliesst ihm neues Blut zu, und je grösser die Nation wird, desto mehr verändert sich der ursprüngliche Volkscharakter. Wenn sich nun schliesslich auch noch zahlreiche Fremde einfinden, gelockt durch die Reize einer höheren Kultur, so können im Volke Bestrebungen hervortreten, durch Kastenbildung das Blut der Volksgenossen vor weiterer Zersetzung zu bewahren. Aber selbst wenn, wie bei den Hindus, durch religiöse Vorschriften und Androhung schwerer Strafen dieser Kastengeist geschützt wird, so wird dennoch das Volk, gerade weil es in Folge seiner kulturellen Beanlagung mild und duldsam ist, den Zwang der Absonderung vielfach durchbrechen, so dass bald ein Volksteil entstehen wird, den die Mitglieder der Kaste nicht mehr als gleichwertig betrachten. Aber auch dieser Teil wird wieder das Bestreben zeigen, sich vor weiterer Vermischung zu bewahren, und wird eine zweite, wenn auch minderwertige Kaste bilden, mit demselben Erfolge wie die alte Kaste, so dass schliesslich die ganze Bevölkerung in verschiedene Kasten und zahlreiche Unterabteilungen von immer geringerem Werte zerfällt. Ein derartig hartnäckiges Absonderungsbestreben findet sich aber thatsächlich fast nur bei den Brahmanen; bei allen umwohnenden, an der indischen Geisteskultur teilhabenden Völkern schwand, soweit sich überhaupt Anfänge zur Kastenbildung gezeigt hatten, diese Neigung mit dem Augenblicke, wo jeder einzelne Volksgenosse ohne Rücksicht auf seine Abstammung die Möglichkeit erlangte, durch tüchtige Leistungen und hervorragende Entdeckungen sich berühmt zu machen. Aber ein solches Volk hörte dann auf, ein Herrenvolk zu sein und bestimmend auf das Schicksal anderer Völker einzuwirken. Sein Blut ging auf in dem Zuflusse aller Völker, die es auf sich abgeleitet hatte.

Und so verschwindet schliesslich jede ursprünglich siegreiche Rasse im überwiegenden Blute der unterworfenen Völker. Die Zersetzung kann unter verschiedenen Bedingungen früher oder später eintreten, aber sie vollzieht sich stets und ohne Ausnahme. Hat nun damit der Niedergang der Rasse begonnen, so braucht

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

doch darum die Civilisation, deren Schöpferin sie gewesen ist, nicht gleichzeitig zu verschwinden. Sie kann noch lange weiterbestehen, ja sich noch höher entwickeln, wenn schon der schaffende Keim ihrer Macht und ihres Ruhmes in ihr erstorben ist. Denn dieser Keim hat Einrichtungen, Sitten und Gesetze, kurz Formen geschaffen, welche dem dahinsiechenden Staatskörper ein mehr oder weniger anhaltendes Schattendasein gewährleisten. Doch lange dauert es nicht, dann ist auch die Civilisation tot.

So löst sich denn das Rätsel über Leben und Tod der Nationen dahin auf, dass kein Kulturvolk in sich selbst absterben würde, wenn die ursprünglichen Elemente seiner nationalen Kraft stets unverändert, von Mischung unberührt blieben. Hätte Darius bei Arbela in seinen Schlachtreihen noch wirkliche Perser arischer Rasse gehabt, hätten sich zur Zeit des niedergehenden römischen Kaiserreiches in Senat und Heer noch Männer von dem Schlage derer befunden, über die einst Fabius verfügte, Perser- und Römerreich beständen und herrschten noch! — Aber, wird man einwenden, sie hätten schliesslich dennoch einem an Kraft überlegenen Sieger begegnen oder auch durch den Zufall einer verlorenen Schlacht ihre Selbstständigkeit einbüssen können! Freilich, ihr Staatsgebilde hätte auf diese Weise endigen können, aber nimmer ihre Civilisation, ihr socialer Körper! Ihre Niederlage wäre nur ein vorübergehendes Uebel gewesen. In der Neuzeit wurde China zweimal von social minderwertigen Siegern erobert. Beidemal mussten sich die Sieger der chinesischen Kultur unterwerfen; sie waren hierin der empfangende Teil. Die ersten Eroberer, die Mongolen, sind längst wieder verjagt, die zweiten, die Mandschus, werden ihnen über kurz oder lang folgen. Ebenso ist das Verhältnis der Engländer zu den unterworfenen Indern und ihrer Civilisation. Der Zufall der Eroberung kann einem Volke, dessen Blut und Einrichtung noch einigermassen das Gepräge der ursprünglichen Rasse bewahren, den Lebensfaden nicht abschneiden. Die oft aufgeworfene Frage, was geschehen wäre, wenn die Karthager den Römern gegenüer siegreich geblieben wären, erledigt sich damit auf das leichteste. Hätten sie auch bei Zama gesiegt, so hätten sie früher oder später doch den Römern unterliegen müssen, da deren arische Abstammung sie an politischer Tüchtigkeit hoch über die Abkömmlinge eines phönizischen Zweiges stellte.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Bei den vorstehenden Betrachtungen musste Gobineau, der Kürze und Deutlichkeit wegen, die Thatsache der ursprünglichen Ungleichwertigkeit der Rassen verschiedentlich als schon bewiesen annehmen. Trotzdem sind wir bisher nur gleichsam in die Vorhalle dieser wichtigen Erkenntnis eingetreten. Ihre Tragweite ist aber so bedeutend, dass man nicht genug Gründe und Thatsachen herbeischleppen kann, um ein so gewaltiges Gebäude zu stützen.

Kapitel V.

Die Ungleichheiten der Rassen sind nicht das Ergebnis der gesetzlichen Einrichtungen.

Der Gedanke einer von Anbeginn vorhandenen und ursprünglich anhaftenden Ungleichwertigkeit der Rassen hat seit den ältesten Zeiten und überall geherrscht und galt als Grundlage für alle Regierungstheorien. Das System der Kasten, der Adelsklassen, der Aristokratien, soweit sie auf dem Vorrecht der Geburt beruhen, entspringt aus ihm. Auf ihm beruht das Gefühl der Überlegenheit, das jedes Volk für sich über ein anderes hegt. Erst wenn eine Mehrzahl der Bürger gemischtes Blut in sich trägt, versucht man das, was nur für eben diese Mehrzahl zutrifft, zu einer allgemeinen und absoluten Wahrheit zu stempeln, und fühlt sich zu der Behauptung berufen, dass alle Menschen gleich seien. Von einer berechtigten Auflehnung gegen die Tyrannei der herrschenden Klasse geht man über zur Verneinung der natürlichen Gründe der Überlegenheit. Diese soll dann nicht mehr bloss verkehrt, sondern auch unberechtigterweise angemasst sein. Kulturfähigkeit ist nicht mehr das Erbteil weniger Auserwählter, sondern ein Gemeingut aller Menschengattungen. Und die Summe aller dieser dekadenten Empfindungen offenbart sich in dem politischen Grundsatz, der, wie der Schlauch des Aeolus, so gewaltige Stürme einschliesst, dass alle Menschen Brüder seien.

Aber auch wissenschaftlich wird dieser Satz vertreten. „Alle Menschen“, sagen die Verteidiger der menschlichen Gleichheit, „sind ausgerüstet mit denselben Geisteswerkzeugen, derselben

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Natur, mit demselben Wert, derselben Fassungskraft.“ Also das Hirn des Huronen enthält im Keim denselben Geist, der den Engländer und Franzosen auszeichnet! Und um den nicht wegzuleugnenden Abstand in der Kulturhöhe beider zu erklären, beruft man sich zunächst auf den Einfluss des wechselnden Klimas. Denn, sagt man, der Norden bringt andere Kulturformen hervor als der Süden, der Wald andere als die Steppe u. s. w. Sehr geistvoll, aber leider durch die Thatsachen widerlegt! Denn auf allen Punkten der Erde, in den verschiedensten klimatischen Lagen bestehen nebeneinander Barbarei und Civilisation. Der stumpfsinnige Fellah verkalkt unter derselben Sonne, welche den mächtigen Priester von Memphis bestrahlte. Der gelehrte Berliner Professor lehrt unter demselben unfreundlichen Himmel, der einst das Elend der finnischen Wilden sah. (sic!)

Es ist aber auch für die Anhänger der Gleichheit der Rassen wenig folgerichtig, wenn sie es dulden, dass einzelnen Völkern bestimmte Rasseneigenschaften unwidersprochen nachgesagt werden. Der Graeculus war in den Augen der Römer eitel, geschwätzig und mutlos, der karthagische Bauer prozesssüchtig und falsch. Und wer weiss heute alle die Unterschiede aufzuzählen, die den Deutschen, den Spanier, den Engländer und Russen unterscheiden sollen? Mögen sie im einzelnen richtig sein oder nicht, jedenfalls sind sie im allgemeinen vorhanden. Trotz aller Schwärmerei für Gleichheit wird man es nicht ändern können, dass in der Tragödie des Lebens die Starken die Rollen der Könige und Herren spielen, während die Schwächeren mit den niederen Ämtern sich begnügen. Und in der That sind die Gleichheitsschwärmer durchaus nicht immer geneigt, in der Praxis die Folgen aus ihrer Lehre zu ziehen. So sind die demokratischen Angelsachsen Nordamerikas von ihrer Überlegenheit gegenüber den Südstaaten stark durchdrungen*).

Deshalb sucht man den nicht wegzuleugnenden geistigen Abstand zwischen einzelnen Völkern auch durch Einwirkung der verschiedenen Sitten und vor allem der staatlichen Einrichtungen zu erklären. Es sei ein grosser Unterschied, ob eine tüchtige oder untüchtige Regierung ein Land leite, ob Freiheit oder Despotismus die natürliche Veranlagung der Unterthanen fördere oder einschränke. Doch Gobineau widerlegt die Möglichkeit eines solchen

*) Vor dem Bürgerkrieg geschrieben.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Einflusses der Regierungsformen auf das geistige Leben eines Volkes, indem er folgende Untersuchung anstellt.

Eine Regierungsform, sagt er, kann doppelten Ursprungs sein. Entweder stammt sie von dem Volke her, das unter ihren Vorschriften lebt, oder sie ist von fremden Gewalthabern einem unterworfenen Volke aufgezwungen.

Im ersteren Falle liegt die Sache ziemlich einfach. In jedem autonomen Staate ist das Gesetz ein Ausfluss der Volksinstinkte. Nicht so, dass es unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen sein müsse, sondern es muss, um gut zu sein, den Empfindungen und Bedürfnissen des Volkscharakters entsprechen. Und wenn ein hervorragender Gesetzgeber auf den ersten Blick als einziger Urheber einer segensreichen Verfassung erscheint, so wird man bei näherem Zusehen sich überzeugen, dass er in bewunderungswürdiger Weise nur das festgelegt hat, was die lebendige Volksseele ihm diktierte. So gab der scharfsinnige Lykurg nur das, was dem Charakter der dorischen Spartiaten entsprach; die graue Theorie eines Drakon, der nicht in der Seele seines Volkes zu lesen verstand, schuf eine Verfassung, die von vornherein den Keim des Unterganges in sich trug. Dadurch werden die Verdienste grosser Gesetzgeber um ihr Volk keineswegs herabgesetzt, denn sie haben durch ihren genialen Scharfblick ihrem Volke die Bahn seiner natürlichen Entwicklung geöffnet. Somit sind alle Gesetzeseinrichtungen von der Rasse bedingt, nicht umgekehrt. Sie sind eine Wirkung der Rasseeigenschaften, nicht ihre Ursachen.

Gesetzgeber der neueren Zeit, welche in der Seele ihres Volkes nicht zu lesen verstanden und deshalb scheiterten, sind Karl I. von England, schlecht beraten vom Grafen Strafford, oder die Kalvinisten in Frankreich, welche eine gleichzeitig aristokratische und republikanische Verfassung mit Waffengewalt einführen wollten. Ebenso Philipp von Orléans, der Regent Frankreichs während der Minderjährigkeit Ludwigs XV.

Ferdinand der Katholische dagegen verstand die Seele seines Volkes, als er die ebenso schrecklichen wie notwendigen Massregeln zur Vernichtung der Mauren ergriff. Der grosse Napoleon verstand den Geist seiner Franzosen, als er die Religion wiederherstellte, dem militärischen Geiste der Nation schmeichelte und eine zugleich schützende und beschränkende Regierungsgewalt einführte.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Also: Da die Nationen zeitlich vor den Gesetzen vorhanden sind, erhalten diese von den Nationen ihr Gepräge, ehe sie auf jene zurückwirken können, und Änderungen, welche im Laufe der Zeit an den Gesetzeseinrichtungen hervortreten, beweisen dies Verhältnis noch mehr. Denn wir sahen oben, dass ein Volk bei fortschreitender Civilisation durch Blutmischung sich immer mehr von den Rasseeigenschaften seiner Vorfahren entfernt. Die Gesetze, welche diesen bequem waren, werden für die anders gearteten Nachkommen nicht mehr passen und umsomehr der Abänderung bedürfen, je weiter die Entartung vorgeschritten ist.

England hat unter allen europäischen Staaten verhältnismässig am wenigsten Blutmischung erfahren, und man findet deshalb hier noch immer die alten wirtschaftlichen und politischen Einrichtungen der Plantagenets und Tudors als Grundlage des socialen Gebäudes erhalten. Freilich seit Jakob I. und besonders der unter der Königin Anna vollzogenen Union begann eine fortschreitende Mischung mit schottischem, irischem und anderem Blute, wodurch in der Folge manche Neuerungen begünstigt wurden.

Im Gegensatz zu England hat Frankreich die grössten Wandlungen durchgemacht. Bis zur englischen Invasion hat der mehr germanische Norden seinen feudalen Charakter leidlich zu wahren gewusst, der auch in dem Unabhängigkeitsgefühl der Städte zum Ausdruck kam. Als nach der Vertreibung der Engländer die mehr gallo-romanischen Stämme von Mittelfrankreich zur Vorherrschaft gelangten, begann die den Kelten eigentümliche Lust am Kriegswesen und an auswärtigen Abenteuern, sowie der dem römischen Blut entsprossene Hang zum Autoritätsglauben Platz zu greifen. Heinrich IV., als Aquitanier noch mehr römisch als keltisch, brachte die absolute Monarchie fast zum Abschluss. Als aber endlich die Stadt Paris, deren Bevölkerung eine Mischung aus den mannigfachsten völkischen Abarten darstellt, die massgebende Stellung in Frankreich errang, da ward mit jeder rasseeigenen Überlieferung gebrochen, und Frankreichs Politik wurde fortan durch neue Doktrinen bestimmt, die seinem alten Volkscharakter durchaus fremd waren. Aus allen diesen Beispielen ergiebt sich aber, dass die Bevölkerung die Regierungsform beeinflusst und nicht umgekehrt.

Wie steht es nun, wenn ein Volksstamm gezwungen eine nicht von ihm selbst erfundene Verfassung von einem fremden Volke annimmt?

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Die grossen Kulturvölker des Altertums, im besonderen die Römer, waren zu verständig, um eine solche Übertragung ihrer eigenen Gebräuche auf die unterworfenen Stämme zu erzwingen. Sie begnügten sich mit der militärischen Sicherung des Landes und einer ordnungsmässigen Eintreibung der Steuern. Im übrigen liessen sie die Sitten jedes Volkes unberührt. Nur wenn einzelne Gebräuche, wie die Menschenopfer der keltischen Druiden, gar zu schroff mit ihren Empfindungen im Widerspruch standen, schritten sie dagegen ein. Aber der Erfolg war sehr merkwürdig und lehrreich: Bei der bald von römischen Kolonisten stark durchsetzten Bevölkerung der narbonensischen Provinz gelang ihnen die Unterdrückung des Menschenopfers verhältnismässig leicht. Je weiter sie aber nach dem von Kolonisten gemiedenen Norden kamen, desto ohnmächtiger erwies sich ihre Macht in der Bekämpfung dieser Blutsitte. In den armorischen Provinzen, wo das keltische Blut sich rein erhielt vor römischer Mischung, konnte selbst das siegreich vordringende Christentum diese barbarischen Sitten nicht völlig ausrotten. Noch im 17 ten Jahrhundert zeugte die dort übliche Sitte der Ermordung von Schiffsbrüchigen und die barbarische Ausübung des Strandrechtes davon, wie rein das keltische Blut sich dort erhalten hatte.

Auch in der Kolonialgeschichte der letzten Jahrhunderte haben sich Spanier, Engländer und Holländer mit der militärischen Niederwerfung ihrer Kolonien zufrieden geben müssen. Ihre Kultur blieb ohne Einfluss auf die fremdrassige Bevölkerung. So ist es im südlichen Amerika den Spaniern zwar gelungen, die alten Reiche zu zerstören. Aber trotz der neuen Verfassung haben sie die Einwohner nicht zu Menschen gemacht, die ihren Lehrmeistern glichen. Diese mischten sich schliesslich mit den Besiegten und sanken selbst auf ein niedrigeres Niveau herab.

Im Norden bewahrte angelsächsische Willenskraft die Sieger vor Vermischung. Aber die Staatseinrichtung, welche den Europäern die beste schien und mit der sie die Unterworfenen zu beglücken gedachten, entsprach eben deren Instinkten nicht: Die Indianer starben aus.

Ebenso steht es in Ozeanien. Die Eingeborenen sind überall, wohin europäische Kultur gelangte, im Absterben. Man kann sie entwaffnen, sie hindern zu schaden, aber man ändert sie nicht Sie dürfen sich nicht mehr auffressen; so betrinken sie sich mit

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Branntwein! Das ist der einzige Kulturerfolg, dessen sich die Europäer ihnen gegenüber rühmen können.

Nur zwei Staaten gieht es, die, von einer uns fremden Menschenrasse gebildet, dennoch nach einer europäischen Staatsform regiert werden, nämlich das Königreich Hawaï (Sandwichinseln) und die Negerrepublik Haïti. Eine Würdigung dieser Staaten wird vollends die Wirkungslosigkeit aller Versuche darthun, einem Volke eine Verfassung aufzuzwingen, die nicht aus seinem eigenen Charakter hervorgegangen ist.

Auf den Sandwichinseln*) haben wir ein glänzendes Repräsentativsystem: Ein Herrenhaus, ein Abgeordnetenhaus, ein Ministerium und einen König; nichts fehlt. Aber alles ist nur Dekoration! In Wahrheit regieren die protestantischen Missionare mit Hilfe eines völlig aus Europäern zusammengesetzten Ministeriums. Der König und die Eingeborenen beharren trotz der Musterverfassung in der Minderwertigkeit ihrer Rasse. Nicht lange, so wird irgend eine Grossmacht das Reich in Verwaltung nehmen, und die Eingeborenen werden aussterben.

Anders steht es mit der Negerrepublik Haïti. Die ihr benachbarte dominikanische Republik kommt hier nicht in Betracht, da die Bevölkerung schon stark gemischt und immer mehr weisses Blut in sich aufzunehmen bestrebt ist. Aber die westliche Negerrepublik ist ziemlich rasserein, die Regierung wird selbständig von Schwarzen ausgeübt und ist in ihren Formen den europäischen Mustern oft bis in die lächerlichsten Aeusserlichkeiten nachgebildet. Die allerneuesten Lehren politischer Weisheit, alles was der Liberalismus seit Beginn des 19. Jahrhunderts an Feinheiten verkündet hat, was Schwärmer für Unabhängigkeit und Menschenwürde niedergeschrieben haben, alle Erklärungen von Menschenrechten und Grundsätzen haben an den Ufern des Artibonite einen Widerhall geweckt. Nichts Afrikanisches lebt mehr in den geschriebenen Gesetzen; die Erinnerungen an den hamitischen Erdteil sind aus den Geistern amtlich gestrichen. Sprache und Einrichtungen sind europäisch. Sehen wir jetzt, wie sich ihre Sitten dazu verhalten.

Welch ein Gegensatz! Die Sitten sind ebenso verderbt, ebenso roh, ebenso wild wie in Dahomey oder im Lande der Fellatahs. Derselbe barbarische Sinn für auffallende Farben, die-

*) Geschrieben vor 1853.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

selbe Gleichgiltigkeit gegen die Schönheit der Form! Bunte Gewänder mit Flimmergold, aber zerrissen und zerfetzt! Sauberkeit ein unbekannter Begriff! Will man einem hohen Beamten aufwarten, so trifft man einen langen Neger auf einer Holzbank ausgestreckt, den Kopf mit einem zerrissenen Taschentuch umhüllt und bedeckt mit goldbetresstem Dreimaster. An diesem Gliederhaufen hängt ein gewaltiger Säbel herab, und der Herr General trägt Pantoffel. Die geistige Verfassung verrät gänzlichen Mangel an Bildung neben der Hoffärtigkeit des Barbaren. Wenn er den Mund öffnet, so entströmen ihm die abgetretensten Gemeinplätze, die er alle auswendig kann. Er redet wie Freiherr v. Holbach, philosophiert wie Herr v. Grimm und hat im Grunde doch kein ander Interesse, als Tabak zu kauen, Alkohol zu trinken, seinen Feinden den Bauch aufzuschlitzen und sich die Freundschaft der Zauberer warmzuhalten. Die übrige Zeit schläft er.

Die innere Politik des Negerstaates beruht auf dem Gegensatz der in der Minderheit befindlichen, geistig höher stehenden Mulatten und den Vollblutnegern, welche die ersteren mit grimmigem Hasse verfolgen. Gegenseitige Abschlachtungen bilden hier den dauernden Inhalt der Parteipolitik, ohne dass die philanthropischen Gesetzesbestimmungen etwas dagegen vermögen. Es herrscht eben der natürliche Instinkt der Bevölkerung.

Auch die auswärtige Politik hat ihre Wurzeln lediglich im Hasse gegen alles Fremde. Bei der angeborenen Faulheit der Neger sind Ackerbau und Gewerbe nicht einmal dem Namen nach bekannt, der Handel nimmt von Tag zu Tag ab, die Bevölkerungszahl desgleichen, und in nicht allzuferner Zeit wird das einst üppige und fruchtbare Land verödet und den wilden Ziegen preisgegeben sein.

Setzen wir den Fall, die Bewohner von Haïti hätten eine ihren eigenen Instinkten entsprechende Verfassung erhalten, so kann man annehmen, dass die Mulatten die Küstengegenden besetzt hätten, um im Verkehr mit den Europäern immer mehr fremdes Blut und fremde Art anzunehmen, während die Neger sich in das Innere zurückgezogen hätten und nach und nach zu denselben patriarchalisch-barbarischen Zuständen zurückgekehrt wären, unter denen ihre Vorfahren einst in Afrika lebten und glücklich waren. So aber stirbt die Bevölkerung aus unter dem

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Einfluss von Gesetzen, die ohne jede Beziehung sind zu der Eigenart ihrer Rasse.

Zum Schluss des Kapitels erwähnt Gobineau noch das Geschick der Guarani, der Ureinwohner von Paraguay, welche die Jesuiten in geschicktester Weise einer höheren Kulturstufe entgegenzuführen sich bemüht haben. Aber auch hier kommt er zu demselben Ergebnis, dass es keiner Menschenrasse gegeben ist, dem eigenen Instinkte untreu zu werden, noch den Pfad zu verlassen, auf welchen Gott sie gestellt hat.

Kapitel VI.

Im Fortschritt oder Stillstand sind die Völker unabhängig von den Gegenden, die sie bewohnen.

Man glaubt gemeinhin, dass ein Volk, wenn es in einem gemässigten Klima, an grossen Flüssen, breiten und verkehrsreichen Strassen, in fruchtbaren Thälern oder am Fusse erzreicher Gebirge wohnt, gleichsam von der Natur dazu auserlesen sei, aus dem Zustand der Barbarei zur Civilisation emporzuwachsen. Ein Uebermass von Hitze und Kälte halte dagegen eine solche Entwicklung zurück. Die Ansicht hat aber zur natürlichen Voraussetzung, dass jedes Volk in gleicher Weise den Keim künftiger Grösse in sich trägt. Ein blendender Gedanke, aber in offenem Widerspruch mit der Wirklichkeit! Kein Land erfüllt alle oben genannten Bedingungen in üppigerer Weise als Amerika. Und doch ward der grösste Teil dieser glücklichen Gegenden seit einer Reihe von Jahrhunderten von Stämmen bewohnt, die sich unfähig zeigten, derartige Schätze auch nur in mässiger Weise auszubeuten. Zwar weisen in den Gebieten zwischen Eriesee und dem Golf von Mexiko, zwischen dem Missuri und den Felsengebirgen Reste von Bauwerken sowie mit Inschriften versehene Felsen und Grabhügel auf ein uraltes Geschlecht hin, das eine beachtenswerte Höhe geistiger Kultur erreicht hatte. Aber eine nähere Verwandtschaft zwischen diesem verschollenen Kulturvolk und den Indianerstämmen, die in historischer Zeit dies Land

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

durchschweiften, lässt sich nicht nachweisen. Aber mögen sie nun auf Grund eines natürlichen Bandes oder eines blossen Sklavenverhältnisses von den alten Herren des Landes die dürftigen Künste erlernt haben, die sie jetzt noch ausüben, auffallend bleibt es, dass sie nicht fähig waren, das Erlernte weiter zu bilden. Diese Fähigkeit ist also gänzlich unabhängig von klimatischen und geographischen Umständen.

So sind andererseits alte Kulturländer wie Indien und Aegypten durchaus nicht von Uranfang an fruchtbar gewesen. Auch China bot in seinem grösseren Teil dem Ackerbauer grosse Schwierigkeiten, und die alten Kaiser mussten erst Kanäle bauen und Sümpfe trocken legen. Desgleichen erhielt Mesopotamien, das Land altassyrischer Kultur, seine gerühmte Fruchtbarkeit erst durch künstliche Bewässerung. Aber mag man zugeben, dass diese Länder immerhin den Keim zu künftiger Fruchtbarkeit und somit die Möglichkeit einer höheren Entwicklung ihrer Bewohner in sich getragen haben, so kann man anderseits doch nicht leugnen, dass diese Bewohner, um die noch schlummernden Kräfte ihres Bodens zum Leben zu erwecken, bereits einen höheren Grad socialer Entwicklung, und zwar schon vorher, erreicht haben mussten.

Ausserdem gab es Kulturvölker, deren Boden ewig unfruchtbar blieb. Die Phönizier, auf engem, dürrem Landstreifen eingeengt, zwischen der Meeresküste und den Felsenketten des Libanon, schienen durch ihre geographische Lage von vornherein verurteilt, als plumpe Ichthyophagen oder armselige Piraten ein kümmerliches Dasein zu fristen. Aber ihr Land, von der Natur zu einem Kerker bestimmt, ward dank dem erfindungsreichen Geist seiner Bewohner zu einer behaglichen Stätte von Palästen und Tempeln. Ja, wird ein Gegner einwenden, die Not hat eben die Phönizier zu dem gemacht, was sie waren, hat ihren Geist geweckt! Warum weckt dieselbe Not aber nicht den Geist so vieler andrer Stämme, die unter ähnlichen Verhältnissen in Afrika, Amerika und Ozeanien wohnen? Warum kommen die Kabylen von Marokko, ein alter Volksstamm, dem obendrein die Nachahmung europäischer Sitten nahe liegt, nicht heraus aus dem Zustande elenden Piratentums? Warum ist im indischen Archipel mit seiner wie zum Handel geschaffenen Lage, ebenso auf den australischen Inseln jeder fruchtbringende, friedliche Verkehr gänzlich in der Hand der Fremden, der Chinesen, Malayen und

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Araber? Weil eben nicht die geographische Lage, sondern allein der Geist der Bewohner Kultur schafft. So haben schon seit alten Zeiten die Armenier einen ansehnlichen Grad der Kultur in denselben abgeschlossenen Berggegenden erreicht, in denen zahlreiche andere Stämme nie aus dem Zustand der Barbarei herausgekommen sind.

In ähnlicher Lage befanden sich die Juden. Umgeben von Stämmen mit verwandter Sprache und z. T. auch von verwandter Abstammung, liessen sie doch diese an Kultur weit hinter sich zurück. Als Krieger, Ackerbauer und Kaufleute haben sie unter den verwickeltsten Regierungsformen lange Jahrhunderte des Wohlstandes und des Ruhmes durchlebt und durch ein kluges Auswanderungswesen die Schwierigkeit der räumlich beschränkten Heimat überwunden. Und auch die Fruchtbarkeit dieser Heimat konnte nur durch die scharfsinnigen Massregeln israelitischer Landwirte künstlich hergestellt und erhalten werden. Und was für Männer lebten in diesem kümmerlichen Flecken Erde? Eben jene Juden, welche, geschickt in ihren Unternehmungen, ausgezeichnet durch Freiheitsliebe, Stärke und Intelligenz, ehe sie in ruhmvollem Kampfe ihre Unabhängigkeit verloren, der Welt ebenso viel Gelehrte wie Kaufleute schenkten.

Selbst die Griechen hatten keine Ursache, mit ihrer geographischen Lage in allen Punkten zufrieden zu sein. Der Boden war z. T. recht dürftig. Wohl galt Arkadien als das gepriesene Land der Hirten, wohl ward Böotien von Demeter und Triptolemos geliebt; aber Arkadien und Böotien spielten in der griechischen Geschichte nur eine winzige Rolle. Selbst das reiche Korinth glänzt erst an zweiter Stelle. Wer aber waren die Träger griechischen Ruhmes? In erster Linie die Athener, deren Felder und dürre Olivenbäume weisslicher Staub deckte, die als Haupthandelsartikel Statuen und Bücher vertrieben; und daneben die Spartaner, deren Wohnsitz tief vergraben lag in engen Felsmassen, wo die Siegesgöttin sie aufsuchte.

Ebenso bezweifelt Gobineau, dass Rom seine Weltmachtstellung seiner topographischen Lage verdanke. Sobald die Welt den römischen Kaisern gehorchte, empfand man die ungünstige Lage der Metropole. Die ersten Kaiser residierten fast immer in Griechenland, T i b e r i u s auf Kapri und sein Nachfolger in Antiochia, einige sogar in Trier. Schliesslich musste Rom den Titel

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

der Hauptstadt an Mailand abtreten. Somit ist Rom trotz seiner Lage und nicht wegen derselben gross geworden.

Und wirft man einen Blick in die neueren Zeiten, so häufen sich die Beweise, welche für Gobineaus Lehre sprechen. Die grossen Handelsstädte des Mittelalters finden sich dort, wo kein Theoretiker der alten Zeit sie hingebaut hätte. So erhebt sich Nowgorod in einer eisigen Gegend und Bremen an einer fast ebenso kalten Küste. (sic!) Die Hansastädte im Centrum Deutschlands werden inmitten kaum erwachter Länder gegründet. Das politische Übergewicht verlegt sich in Gegenden, die man vorher kaum kannte. In Frankreich schwindet die Bedeutung der grossen Römerstädte des Südens zu Gunsten des Nordens. Paris, ein Flecken, zu fern dem Meere, um Handel zu treiben, und doch zu nahe, um vor den normannischen Piraten sicher zu sein, wird der Mittelpunkt der Macht. In Italien läuft Ravenna, inmitten seiner Sümpfe, sowie Amalfi der päpstlichen Hauptstadt den Rang ab. Aber nicht etwa durch einen Zufall vollzieht sich dieser Umschwung, sondern er ist stets bedingt durch die Gegenwart einer besonders tüchtigen, siegreichen Rasse. Also nicht die örtliche Lage giebt einem Volke seinen Wert, sondern umgekehrt, die Nation verleiht dem Gebiete seinen wirtschaftlichen, moralischen und politischen Wert.

Dabei soll die Wichtigkeit der örtlichen Lage für gewisse Städte als Stapelplätze, Hafen- oder Hauptstädte nicht geleugnet werden. Es giebt Städte, welche, wie Konstantinopel und Alexandria, unzweifelhaft infolge ihrer günstigen Lage mit Recht die Schlüssel der Welt genannt werden, und wenn einst die Landenge von Panama durchbohrt sein wird, so wird die den Kanal beherrschende Stadt zu einer wichtigen Rolle in den Welthändeln berufen sein. Aber die Bevölkerung dieser Stadt wird je nach ihrem inneren Wert die Rolle gut oder schlecht spielen.

Kapitel VII.

Das Christentum schafft keine Kulturfähigkeit und verändert sie auch nicht.

Aus den vorhergehenden Betrachtungen ergeben sich zwei Schlüsse: Erstens, dass die Mehrzahl der Menschenrassen über-

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

haupt unfähig ist, sich zu civilisieren. Zweitens, dass auch keine äusseren Antriebe, weder die Art der Regierungsform, noch klimatisch-geographische Verhältnisse, so einflussreich sie sonst für die Hebung menschlicher Kultur sind, dort Civilisation erzeugen können, wo der Rasse selbst die Fähigkeit dazu abgeht.

Wie steht es nun mit dem Christentum, das wir verehren als den Glanzpunkt aller Menschenkultur? Sollte es nicht Kultur erzeugen können? Oder sollte es Völker geben, denen sein Licht vergeblich leuchtet? Gobineau tritt mit Entschiedenheit dafür ein, dass alle Menschen mit der gleichen Fähigkeit begabt sind, das Christentum anzunehmen und nach seinen Lehren zu leben. Hier hört die Ungleichheit der Rassen auf. Es ist demnach unwahr, dass die verschiedenen Religionsbekenntnisse, wie Christentum, Islam, Buddhismus u. a., ihrer inneren Natur nach auf bestimmte geographische Zonen angewiesen und beschränkt sind. Wenigstens ist das Christentum bereits über alle Breiten der Erde verteilt, Mongolen, Indianer, Eskimos, Chinesen und Japaner leben und sterben für ihren Christenglauben. Aber man darf nicht Christentum ohne weiteres mit Civilisation verwechseln. Beide setzen ganz anders geartete Fähigkeiten voraus. Einer Verwechslung dieser Fähigkeiten machten sich zunächst die Rationalisten des 18. Jahrhunderts schuldig, welche das Christentum mit seiner Lehre von der Entsagung geradezu als kulturfeindlich hinstellen wollten. Wer seine Augen und Wünsche beständig dem himmlischen Jerusalem zuwendet, der wird, so sagten sie, für die Fortschritte weltlicher Kultur nichts übrig haben. Aber die menschliche Unvollkommenheit selbst verwandelt diesen Beweis in sein Gegenteil. Denn die Menschheit wird niemals ernstlich so weltvergessen sein, dass sie auf die irdischen Dinge verzichtet. Wenn das Christentum ein Uebermass fordert in Hinsicht auf Entsagung, so geschieht es, um wenigstens ein Geringes zu erlangen. Und insofern es die Sitten mildert, die Nächstenliebe pflanzt, überhaupt das Leben der Seele vertieft, giebt es der letzteren eine Allgewalt, welche auch dem Fleische zu gute kommt. So hat es in der That civilisatorischen Einfluss, aber nur mittelbar. Seine unmittelbare Wirkung dagegen erstreckt sich nur auf übersinnliche Dinge, und es bekümmert sich garnicht um den sozialen Zustand des Bekehrten, wenn nur die Seele gebessert wird. Wenn freilich ein dem Christentum gewonnener Volksstamm kulturfähige Rasseeigenschaften besitzt,

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

so wird das Christentum seine Entwicklung fördern. Aus sich selbst ihm Kulturfähigkeit verleihen kann es nicht. So ist denn eine specifisch christliche Kultur eine moderne Erfindung; in Wahrheit giebt es eine solche nicht.

Dagegen giebt es wohl eine heidnische, brahmanische, buddhistische und jüdische Civilisation. Denn diese Religionen sind oder waren streng national und deshalb mit der Politik eng verquickt. Ihr Gott war der Gott einer bestimmten sozialen Gemeinschaft und lebte und wirkte nur zum Schutz und Segen dieser einen. Das war eben der grosse, neue Gedanke des Christentums, dass es von dieser Auffassung aller früheren Religionen abwich. Es wandte sich nicht nur gleichmässig an Arm und Reich, sondern an die Mitglieder aller Völker. Deshalb gewannen bei der Ausgiessung des heiligen Geistes die Apostel die Fähigkeit, alle fremden Sprachen zu verstehen und zu sprechen. Das Christentum umfasst alle Völker mit gleicher Liebe und zieht keine Civilisation der anderen vor. Der wilde Galla kann, wenn er auch in seinen äusseren Beziehungen ein Galla bleibt, ein ebenso vollkommener, gläubiger Christ und Auserwählter werden, wie der frömmste Prälat in Europa.

Seit 1800 Jahren, seitdem die christliche Kirche besteht, hat sie zahlreiche Völkerschaften bekehrt, ohne ihren politischen oder sozialen Zustand anzurühren. Sie begnügt sich mit allen Verhältnissen, mit der gemeinsten Hütte, und trifft sie einen Wilden, dessen beschränkter Sinn die Nützlichkeit eines festen Obdachs nicht begreift, so findet sich ein frommer Missionar, der sich neben ihn auf den harten Fels setzt und nur darauf bedacht ist, seiner Seele die Heilsbegriffe einzuflössen. Sache des Christentums ist es nicht, die Intelligenz unter den Menschen auszubreiten, noch dem Gedankenlosen neue Gedanken zu liefern. Selig sind, die geistig arm sind! Die Heiligen der Kirche sind durchaus nicht immer Gelehrte oder auch nur Gebildete gewesen. Die Eingeborenen des südlichen Amerikas gehören seit Jahrhunderten der christlichen Kirche an, und sind doch immer noch Wilde, ohne Verständnis für die europäische Kultur, welche sie beständig vor Augen haben. Ebenso die Eskimos und die Lappländer. Man könnte sich wohl vorstellen, dass durch Frömmigkeit und Reinheit der Sitten ausgezeichnete Personen aus ihren Reihen hervorgehen, aber nimmer gelehrte Theologen, intelligente Offiziere, geschickte Mathematiker oder verdienstvolle Künstler, mit einem

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Worte jene Elite geistiger Vervollkommnung, welche den Wesenswert der herrschenden Rasse bedingen. Das Christentum macht die Menschen vor Gott gleich, aber nicht untereinander und vor den Menschen. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, und es scheidet sonach aus bei der Beurteilung der Frage über die Kulturfähigkeit der Rassen.

Nun giebt es Menschen, welche den eben geschilderten Standpunkt vollkommen teilen und dem Christentum eine unmittelbare Einwirkung auf die Civilisation nicht einräumen, aber doch meinen, dass in mittelbarer Weise, durch den persönlichen Einfluss der Prediger des neuen Glaubens eine Entwicklung und Besserung auch der materiellen Lage der Bekehrten herbeigeführt werde. So sind die Cherokesen und die Creeks im nördlichen Amerika unter Leitung ihrer Missionare dahin gelangt, ihre Ländereien zu bebauen, wohlgepflegte Herden zu halten und auf ihren Pflanzungen sogar Sklaven zu beschäftigen. Mit Recht weist demgegenüber Gobineau darauf hin, dass hier keine natürliche Entwicklung vorliege, dass nur unter dem harten oder milden Zwange der amerikanischen Regierung oder der protestantischen Missionare eine künstlich aufgepfropfte Kulturpflanze ihr Dasein friste. Hört dieser äussere Zwang einmal auf, so wird die Kulturpflanze von selbst wieder zum Wildling; dauert aber der Zwang fort, so stirbt die Pflanze aus. Solche Ergebnisse künstlicher Civilisierung besagen also garnichts. Es hiesse ja auch die menschliche Kreatur unter das Tier herabdrücken, wollte man die Möglichkeit leugnen, aus einem Wilden einen Ackerbauer zu machen. Denn zu welchen erstaunenswerten Leistungen werden nicht selbst Tiere abgerichtet! Zu solch absurden Ergebnissen müssen aber gerade diejenigen gelangen, welche, um das Prinzip der Gleichheit aller Rassen zu retten, ihre Zuflucht zu der scheinbaren Kultur der nordamerikanischen Indianer nehmen. Ihre Bewunderung für diese Civilisierten beruht auf einer Voraussetzung, welche für den Gegenstand ihrer Begeisterung wenig schmeichelhaft ist.

Freilich giebt es sehr grosse Gelehrte, welche den Unterschied zwischen Tier und Menschen gern verwischen möchten. Zwischen gewissen Menschenrassen und den grossen Affenarten gäbe es nach ihnen keinen wesentlichen, sondern höchstens noch stufenweisen Unterschied. Mit sittlicher Entrüstung weist Gobineau diese Beleidigung der Menschenwürde zurück. Der niedrigste Busch-

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

mann steht immer noch himmelweit über dem höchstentwickelten Tier! Er oder seine Kinder könnten immerhin soweit gebracht werden, dass sie irgend ein Gewerbe betreiben, das ein gewisses Nachdenken erfordert.

Doch darf man darum, wie wir oben schon sahen, diesen gewerbethätigen Buschmann noch nicht für civilisiert halten. Weil gewisse Neger die Musik erlernt haben oder als Angestellte in einem Bankhause thätig sind, weil sie lesen, schreiben, rechnen, ja tanzen können wie die Weissen, glaubt man sie allen Aufgaben gewachsen. Dieselben Leute aber, welche so übereilte Schlüsse ziehen, wundern sich auf der andern Seite über den grossen Gegensatz der slavischen Kultur zu der unsrigen. Sie behaupten, dass Russen, Polen und Serben, die mit uns doch etwas näher verwandt sind als die Neger, nur an der Oberfläche civilisiert sind, dass nur ihre höheren Schichten, und auch nur soweit ihre Familien durch Heiraten mit Franzosen, Engländern oder Deutschen vermischt sind, im Vollbesitz unseres Ideenkreises sich befinden. Also in den Slaven sehen sie nur Nachahmer unserer Kultur, und angelernte Neger sollten etwas Höheres bedeuten? Keineswegs! In den Zustand der Civilisation ist erst derjenige wirklich eingetreten, der über die blosse Nachahmung hinaus aus eigenen Kräften und ohne fremde Leitung selbständige Fortschritte machen kann. Eine solche Wirkung hat aber selbst die Annahme des Christentums noch niemals hervorgebracht. Dasselbe kann nicht einmal Rassenunterschiede zwischen verwandten Stämmen ausgleichen, und der christlich gewordene Pathane bleibt stets ein anderer Schlag, als der bekehrte Hindu, der Russe im Orenburger Bezirk stets verschieden von den christlichen Nomadenstämmen, unter denen er lebt.

Kapitel VIII.

Bestimmung des Wortes Civilisation; die soziale Entwicklung entspringt aus einer doppelten Quelle.

Gobineau unterbricht hier den Lauf der Untersuchung, um das Wesen der Civilisation zunächst begrifflich zu bestimmen. Diesen Versuch haben schon andere vor ihm gemacht. So geht

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Guizot in seinem Werke „Civilisation en Europe“ davon aus, dass die Civilisation eine Thatsache (un fait) sei. Gobineau bestreitet dies und stellt demgegenüber fest, dass die Civilisation vielmehr eine Reihe, eine Verkettung von Thatsachen darstelle, die mehr oder weniger logisch miteinander verbunden sind. Denn nur unter Mitwirkung oft recht verschiedenartiger Ideen kommt sie zu stande. Sie beruht auf einer unaufhörlichen Durchdringung und gegenseitigen Befruchtung von Ideen und Thatsachen. Mit anderen Worten, sie bezeichnet einen Zustand, ein Milieu, in welches eine menschliche Gesellschaft sich aus selbstschöpferischer Kraft hineinversetzt hat. Nur als Zustand betrachtet kann die Civilisation ihren allgemeinen Charakter bewahren, der die mannigfachsten Abarten gestattet. Eine Thatsache würde durch diese Mannigfaltigkeit einfach negiert werden. Nur so erscheint die Civilisation vollkommen unabhängig von den verschiedenen Regierungsformen; denn sie kann unter despotischem wie unter freiheitlichem Regime blühen. Damit soll die Bedeutung einer gut gewählten Regierungsform für das Gedeihen der Civilisation garnicht geleugnet werden. Aber auf das Gedeihen kommt es zunächst nicht an, sondern auf die Wurzel des Baumes, ohne welche ein Pflegen und Gedeihen undenkbar ist. Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage!

Guizot, der mit der Civilisation als einer Thatsache rechnet, leitet sie denn auch ab aus Thatsachen rein politischer Natur. Er konstruiert sich eine Reihe politischer Gemeinschaften und untersucht bei jeder einzelnen, ob sie das darbietet, was man gemeinhin als Civilisation gelten lässt. Im allgemeinen beansprucht er dabei als Haupterfordernis der Civilisation völlige politische Freiheit und eine streng konstitutionelle Regierung, welche allein sittliche und Gedanken-Freiheit gewährleiste. Völlig überzeugend weist Gobineau die Haltlosigkeit dieser ganzen Theorie nach und schliesst mit dem Hinweise, dass vor Guizots Richterstuhl nur das englische Volk mit seiner konstitutionellen Repräsentativverfassung als Träger menschlicher Civilisation bestehen könne. Nein, nicht politische Formen sind massgebend für die Bestimmung der Kulturhöhe eines Volkes; sonst würde in dieser Frage bald nicht mehr Vernunft, Beobachtung und Wissenschaft, sondern lediglich politische Parteileidenschaft entscheidend sein.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

So ist denn Guizots Begriffsbestimmung zum allermindesten zu eng und unvollständig.

Eine andere Definition giebt W. v. Humboldt in der Einleitung zu seinem bekannten Werk „Ueber die Kawisprache“: „Die Civilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äusseren Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf bezughabenden inneren Gesinnung.“

Gobineau weist nach, dass diese Bestimmung an dem entgegengesetzten Fehler leidet wie diejenige Guizots. War jene zu eng, so ist diese zu weit gefasst. Wenn milde Sitten allein die Civilisation bedingen, so würden manche harmlose und friedliebende Wilden der Südsee und anderswoher in erfolgreichen Wettstreit treten mit manchem rauhen Kulturvolk, wie z. B. mit den Norwegern.

Dieses Missverhältnis entging Humboldt nicht, und er errichtete daher über der Civilisation noch eine höhere Stufe, die er mit Kultur bezeichnete. „Die Kultur,“ so fährt er an obiger Stelle fort, „fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu.“ Auf dieser zweiten Stufe der Entwicklung wäre ein Kulturland also bevölkert von freundlichen, herzgewinnenden, des weiteren gelehrten, für Dichtung und Kunst begeisterten Wesen. Aber wären diese Wesen nicht, gerade in Folge dieser vereinigten Eigenschaften, abhold jeder groben Arbeit, abhold der Notwendigkeit des Krieges, abhold dem Ackerbau und dem Handwerk? Man muss Gobineau recht geben, wenn er hiergegen anführt, dass selbst in den glücklichsten Zeiten des Menschengeschlechts der Kampf um das Dasein so harte Anforderungen an die Menschen gestellt hat und noch stellt, dass diese gross und herrlich gedachten Wesen wohl in der idealen Welt eines Humboldt, aber nicht in der Welt der rauhen Wirklichkeit Platz haben.

Noch mehr tritt dies hervor, wenn Humboldt als dritte und höchste Stufe über Civilisation und Kultur die „Bildung“ hinzufügt. Er definiert sie, gleichfalls im Verlaufe der oben angeführten Stelle, als einen Geisteszustand, der, wie Gobineau treffend sagt, mit der olympischen Heiterkeit eines Goethe zusammenfallen würde.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Zu diesen drei Stufen geistiger Entwicklung kam Humboldt durch die ganz richtige Empfindung, dass zwischen der Civilisation eines Volkes und der bezüglichen Geisteshöhe einzelner bedeutender Männer eben ein gewaltiger Unterschied ist. Dieser Unterschied ist so gross, dass einige fremde Civilisationen, wie z. B. die brahmanische, Männer hervorgebracht haben, die in gewissen Beziehungen unseren grössten Männern überlegen sind. Gobineau ist mit Humboldt der Ansicht, dass die erhabensten Denker, Dichter und Künstler aller Zeiten keineswegs unter den europäischen Völkern zu suchen seien. Man darf eben die Civilisation im allgemeinen nicht verwechseln mit dem erhabenen Standpunkt einzelner Geistesheroen. Humboldt's Definition ist demnach, wie wir sahen, zu weit in seiner ersten Stufe, aber zu eng in der dritten; denn nur ein einzelner kann sie erreichen, ein ganzes Volk nie.

Gobineau will weder mit Guizot den mehr oder weniger gedeihlichen Zustand der Staatengebilde, noch mit Humboldt den erhabenen Standpunkt des Weltweisen als Massstab der Civilisation anlegen. Er strebt vielmehr, die Gesamtheit der materiellen und sittlichen Kräfte zu umfassen, welche in den Massen der Menschen zur Entwicklung kommt. Dieser Frage geht er auf den tiefsten Grund.

Kein Menschenstamm ist so stumpfsinnig, dass er nicht von einem doppelten Instinkte geleitet wird: von einem der materiellen und einem der intellektuellen Bedürfnisse. Das Übergewicht des einen oder des andern Instinktes bedingt den ersten Unterschied der Rassen; denn bei keiner wirken beide Instinkte mit gleicher Kraft. So erscheinen die niedrigen Horden der gelben Rasse vorwiegend von der materiellen Empfindung beherrscht, ohne jedoch der auf übermenschliche Dinge gerichteten Betrachtungsweise gänzlich bar zu sein. Im Gegensatz dazu findet man bei den auf entsprechend niedriger Stufe stehenden Negerstämmen mehr beschauliche als praktische Neigungen. Ihre Einbildungskraft hängt sich mehr an unsichtbare Dinge als an die, welche sich im Raume stossen. Daraus folgt durchaus nicht, dass vom Standpunkte der Civilisation die letzteren höher stünden als die ersteren. Denn weder die einen noch die andern haben im Laufe der Jahrhunderte wirkliche Fortschritte gemacht. Sie zeigten beide

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

die gleiche Unfähigkeit, eine hinreichende Fülle von Gedanken und Thaten zu erzeugen, aus denen die Civilisation erwächst. Auf diesem völlig barbarischen Zustand stehen die Samojeden einerseits und andrerseits die Stämme der Fidschi- und Australneger, die sich mit aus Zweigen geflochtenen Hütten und einem gesellschaftlichen Zustand begnügen, in dem allein die grössere Kraft entscheidet.

Andere Stämme erheben sich zu einer höheren Stufe. Gehören sie den mehr praktischen Rassen an, so vervollkommnen sie ihre Werkzeuge, ihre Waffen, ihren Schmuck. Sie werden eine Regierungsform finden, in welcher die Krieger über die Priester herrschen, wo der Tauschhandel sich entwickelt und sich schon Spuren wirklich merkantilen Geistes verraten. Ihre stets grausam geführten Kriege richten sich vornehmlich auf Plünderung. Kurz und gut, das körperliche Wohlbehagen ist ihr erstes Lebensprinzip. Eine Verwirklichung dieses Bildes findet Gobineau bei einigen mongolischen Stämmen, ferner auch, obgleich mit ehrenden Abweichungen, bei den Ketschuas und Aymaras in Peru.

Ein Gegenstück zu ihrer Entwicklung finden wir in den Dahomeys in Westafrika und den Kaffern, insofern sie einer mehr beschaulichen Rasse angehören. Aber auch die Stämme dieser Richtung haben ihre Kulturform nur zu halber Höhe zu entwickeln und grösseren Menschenmassen nicht aufzuzwingen verstanden. Gobineau lässt sie daher liegen uud wendet sich anderen zu, deren Wirkungsvermögen stark genug war, um die benachbarten Stämme zu beeinflussen, durch Blutmischung sich einzuverleiben und auf diese Weise ungeheuren Ländergebieten das Gepräge ihrer Herrschaft aufzudrücken. Denn sie erst erreichen das, was man Civilisation nennt. Wenn ein solcher Menschenhaufen aus dem Hordenzustand in den eines Volkes übergegangen ist, so gewinnen auch die ursprünglich vorhandenen Doppelströme des materiellen und intellektuellen Instinktes an Kraft. Je nach der quantitativen Beteiligung der ursprünglichen Elemente an der Blutmischung wird die eine oder die andere Richtung das Übergewicht erlangen. Gobineau erinnert dabei an die Hindus, welche ihre intellektuellen Instinkte symbolisch unter dem Namen Prakriti als das weibliche Prinzip und die materiellen

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

durch Puruscha als das männliche Prinzip zur Anschauung bringen.

Auch Klemm in seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit“ hatte die Menschen in aktive und passive Rassen eingeteilt. Unabhängig von ihm kam Gobineau zu ähnlichem Ergebnis, verwahrt sich aber ausdrücklich davor, als ob eine Richtung an sich ein Lob oder einen Tadel gegenüber der anderen in sich schliesse. Des weiteren bemerkt er, dass zu verschiedenen Epochen im Leben eines Volkes ein Schwanken zwischen beiden Prinzipien, ja ein Umschlag derselben eintreten kann, und zwar stets im genauen Verhältnis der durch erneute Blutmischung aufgenommenen Elemente der einen oder anderen Richtung.

Als Prototyp eines Kulturvolkes, in welchem das männliche Prinzip, wohlgemerkt nicht ausschliesslich, aber vorwiegend herrscht, stellt Gobineau die Chinesen hin; als ihr Gegenstück die Hindus. An die Chinesen reihen sich, mit abnehmendem Übergewicht des männlichen über das weibliche Prinzip, die meisten Völker des alten Italiens, die ersten Römer der Republik und die germanischen Stämme an. In das Lager der Hindus verweist er die alten Ägypter und Assyrer. In China ist der stark materialistische Trieb der nördlichen Völker später durch Blutzufluss der Völker des südlichen Yunnan geschwächt, aber nicht genügend ausgeglichen worden. Der Zuschuss an entgegengesetztem Blut war zu gering.

In Europa ist das utilitarische Element, welches die besten der germanischen Stämme mitbrachten, im Norden noch verstärkt worden durch Mischung mit Slaven und Kelten. Im Süden triumphierte durch zu starke Kreuzung mit weiblichen Elementen die letztere Richtung. Nur einzelne Stämme, wie in Piemont und im nördlichen Spanien, bewahrten ihren ursprünglichen Charakter.

Auf der anderen Seite sehen wir die Hindus in ungewöhnlichem Grade mit der Empfindung für alles Übersinnliche begabt, mehr beschaulich als thatkräftig. Durch ihre ältesten Eroberungen kamen sie nur mit Rassen derselben weiblichen Richtung in Berührung, so dass das männliche Prinzip der Nützlichkeit dagegen im Rückstande blieb. Rom dagegen, von Natur utilitarisch, neigte bald der entgegengesetzten Richtung zu, nachdem eine über-

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

wiegend weibliche Blutmischung, mit Griechen, Afrikanern und Orientalen, sein ursprüngliches Temperament vollkommen verwandelt hatte.

Also noch einmal: Erstens, jede menschliche Kulturthätigkeit entspringt aus einem der beiden Ströme, dem männlichen oder dem weiblichen. Und zweitens: Nicht alle Stämme besitzen einen dieser beiden Triebe in genügender Stärke, um zur Civilisation zu gelangen. Endlich: Nie wird bei den civilisierbaren Völkern der eine Trieb durch den andern völlig unterdrückt.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Kapitel IX.

Fortsetzung der Bestimmung des Wortes Civilisation; abweichende Naturanlagen der menschlichen Gesellschaften; unsere Civilisation ist den vorangegangenen nicht überlegen.

Ist nun ein nach den obigen Bestimmungen civilisatorisch begabter Stamm in der glücklichen Lage, sich Menschenmassen anzugliedern, welche von ähnlichen Instinkten beseelt sind wie er selbst, so dass sie das ihnen auferlegte Gesetz als ihren eigenen Bedürfnissen und Empfindungen entsprechend aus innerster Überzeugung annehmen und freudig bereit sind, ihre Sonderneigungen zum Besten dieses gemeinsamen Prinzipes aufzugeben, so haben wir die beginnende Civilisation. Aus dieser freudigen Hingabe des Einzelnen für das Ganze entspringt von selbst der Wunsch, den erreichten Zustand möglichst dauernd zu gestalten, und je reiner eine Rasse sich hält, umso konservativer wird sie sein, weil ihr Gedankenkreis nicht wechselt. Aber sie hält sich nicht rein, und mit den unvermeidlichen Blutmischungen wird der ursprüngliche völkische Grundgedanke verändert. Damit entsteht aber ein Missbehagen und ein Streben, dem äusseren Staatskörper eine andere Form zu geben, welche der veränderten Volksstimmung entspricht. Zuweilen bedeuten diese Änderungen wirkliche Fortschritte, besonders in der Morgenröte der Völkergeschichte, wo der leitende Staatsgedanke, infolge eines ungebührlichen Übergewichtes der herrschenden Rasse, für die abhängigen Volksteile etwas Strenges und Bedrückendes hat. Wenn aber solche Änderungen in späterer Zeit notwendig werden zu Gunsten neu aufgenommener Volksteile, die wesentlich anders geartet sind und mit der ursprünglichen Volksseele und ihren Bedürfnissen nicht harmonisieren, so sind die Neugestaltungen dem Gemeinwohl auch nicht mehr nützlich. Trotzdem erhält sich auch hier unter Nachwirkung der ursprünglichen Eigenart und unbeschadet des Strebens nach immer besserer Ausgestaltung der Verhältnisse der instinktive Wunsch lebendig, die ureigene Civilisation möglichst dauernd zu erhalten.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Also waren einerseits die Bereitschaft der Individuen, ihre Sondervorteile dem allgemeinen Wohl unterzuordnen, und andererseits der damit zusammenhängende Wunsch, die gewonnene Kultur dauernd zu erhalten und zu schützen, die ersten Merkzeichen beginnender Civilisation. Als drittes und viertes fügt dann Gobineau den Abscheu vor der rohen Gewalt und den Trieb zur Gesellschaftsbildung hinzu. Aus der letzteren sowie aus dem Bedürfnis, sich mehr mit dem Kopf als mit der Faust zu verteidigen, erwächst eine Steigerung der geistigen Thätigkeit und somit eine Vervollkommnung intellektueller Güter.

So lautet nun Gobineaus Begriffsbestimmung der Civilisation dahin, dass sie einen Zustand von verhältnismässiger Dauer bezeichnet, in welchem die Masse der Menschen sich bemüht, auf friedlichem Wege eine Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu erlangen, wodurch sie gleichzeitig ihren Geist und ihre Sitten verfeinert.

In dem hiermit beschriebenen Kreis haben alle von Gobineau als civilisiert bezeichneten Völker Platz. Daraus folgt aber keineswegs, dass die Civilisationen alle miteinander gleich sein müssen. Denn sie haben nicht immer dieselbe Richtung (männliche oder weibliche), noch dieselbe Stärke.

Was hat der Hindu z. B. für äusserliche Bedürfnisse? Etwas Reis und Butter zur Nahrung, ein Baumwollengewebe zur Kleidung! Sage man nicht, diese Bedürfnislosigkeit habe ihre Ursache in dem warmen Klima, unter welchem die Hindus wohnen. Denn die Tibetaner haben ein strengeres Klima und zeigen doch gleichfalls eine bemerkenswerte Bedürfnislosigkeit. Bei diesen beiden Völkern herrscht eben ein philosophisch-religiöser Trieb vor, der fast nur das Verlangen von Seele und Geist zu stillen bestrebt ist. Es fehlt das gesunde Gleichgewicht zwischen männlicher und weiblicher Richtung. Ungeheure Denkmäler der Kunst, riesenhafte Bauwerke, deren Herstellung fast übermenschliche Kräfte erfordert, bedecken das Land, um die Götter zu ehren; für den Menschen geschieht nichts, höchstens für die Toten in Grabdenkmälern! Neben der Kunst treibt die Litteratur kostbare Blüten. In der Theologie und Metaphysik durchdringt ihr Geist unermessliche Tiefen. Insbesondere erreicht die lyrische Poesie die höchste Stufe der Vollkommenheit bei diesen weiblichen Kultur-

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

staaten. Andererseits aber sind nützliche Erfindungen bei ihnen sehr selten, die praktische Beobachtungsgabe fehlt ihnen fast ganz.

Die Chinesen wieder machten viele Erfindungen, während die Griechen sich in Wissenschaft und Kunst auszeichneten. Die Römer, obgleich später durch asiatische und afrikanische Blutmischung von ihrem Wege abgebracht, legten durch Gesetzgebung, Staatsverwaltung und andere Denkmäler hinreichend Zeugnis ab von dem praktischen Sinn, der sie kennzeichnete.

Ihre germanischen Besieger brachten eine der chinesischen ähnliche Veranlagung mit, aber in höherem Masse mit weiblichen Kräften ausgestattet. Hier zeigte sich ein glücklicherer Ausgleich der beiden entgegengesetzten Triebe; der rein praktische Drang erscheint in veredelter Form. Die Spuren dieses Geistes findet man noch in England, Nordamerika, Holland, Hannover (sic!), sowie in Belgien und auch Nordfrankreich. Je weiter man nach Süden vordringt, umsomehr schwächen sich diese Anlagen ab; eine Wirkung nicht etwa des Klimas, sondern des Blutes. Beweis: die Piemontesen und Katalonier, die trotz des südlichen Klimas diese Anlagen bewahrten.

So nehmen die weiblichen oder verweiblichten Rassen den grössten Raum der Erdoberfläche ein, im besonderen in Europa. Nur die Teutonen und ein Teil der Slaven sind noch männlich veranlagt. Im Vergleich zu ihnen bezeichnen die Gallier und Celtiberer bis zu den namenlosen Mischungen italienischer und romanischer Stämme eine absteigende Linie, wenigstens in den Hauptzügen des männlichen Instinktes.

Die Mischung der stark männlich veranlagten Germanen mit den Resten der alten Römerkultur hat die moderne Civilisation hervorgebracht. Die ihr zugehörigen Völker sind durch zwei gemeinsame Züge gekennzeichnet: Erstens sind sie alle mit germanischem Blute mindestens in Berührung gekommen, und zweitens sind sie alle christlich. Letzteres Kennzeichen liegt aber, wie wir oben sahen, gleichsam nur an der Oberfläche, bildet den Firniss dieser Civilisation. Das erstere dagegen ist wesentlich und entscheidend. Ohne germanisches Element keine moderne Civilisation!

Sind denn nun aber unsere europäischen Gesellschaften von der Civilisation wirklich durchdrungen? Wurzeln ihre Ideen und

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Thaten in den Instinkten der grossen Masse? Mit anderen Worten: Denken und handeln die niedrigen Schichten der Völker im Sinne dieser Civilisation?

Mit Recht hat man bei den Griechen der Blütezeit die das ganze Volk durchdringende Uebereinstimmung der Ideen und Anschauungen bewundert. Zwar waren die einen mehr für Demokratie, die andern für Oligarchie; die einen wollten die eleusinische Ceres, die andern die Minerva vom Parthenon höher verehren; man konnte Äschylos dem Sophokles vorziehen, Alkäus dem Pindar: Im Grunde aber wurzelten alle Anschauungen in dem gemeinsamen nationalen Gedanken. Man diskutierte nicht das „Was", sondern das „In welchem Grade". Ebenso war im alten Rom, vor den punischen Kriegen, das Kulturideal durchaus einförmig und unbestritten; es durchdrang Herren wie Sklaven.

Dieser Zug der Uebereinstimmung schwand bei den Römern seit den punischen Kriegen, bei den Griechen seit Perikles und noch mehr seit Philipp von Mazedonien. Bei beiden Völkern brachte die beginnende Blutmischung mit fremden Elementen auch eine Mischung mit fremden Kulturformen hervor, die oft eine Verfeinerung gegenüber der alten Form bedeutete, aber hauptsächlich den Missstand zur Folge hatte, dass diese verfeinerte Kultur ein Vorrecht der höheren Klassen blieb. Die niedrigen Schichten des Volkes nahmen nicht mehr daran teil. Ebensowenig wie die europäischen Volksmassen für griechische Rhetorik und syrische Rechtsgelehrsamkeit Verständnis zeigten, begriffen die Massen der Ägypter und Numider die Segnungen gallischer und spanischer Kultur. Diese spätrömische Civilisation, an sich eine bewunderungswürdige Offenbarung des Menschengeistes, wurzelte eben nicht mehr in den Instinkten der Masse.

Im Gegensatz dazu finden wir die Masse des chinesischen Volkes, soweit es wirklich national-chinesisch ist, durchdrungen von dem Werte und der Gemeinnützigkeit der vorhandenen Civilisation. Dabei ist das Land durchaus nicht demokratisch-freiheitlich in unserem Sinne gestaltet. Theoretisch kann zwar jeder arme Bürger durch gute Examina zu den höchsten Ehrenstellen gelangen, in der Praxis aber entscheidet Kastengeist und Bestechung. Jeder Chinese kennt diesen Zustand, aber er billigt ihn, er kann sich einen besseren nicht denken und ist voll Be-

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

wunderung für die bestehende Ordnung. Die Kunst des Lesens und Schreibens ist übrigens in den weitesten Kreisen des Volkes verbreitet. Billige Schulen und Bücher setzen jeden, der will, in den Stand, sich einen gewissen Bildungsgrad anzueignen. Bezeichnend ist aber die tief wurzelnde Abneigung gegen alle politischen und auch sozialen Umwälzungen, von denen man in ihrer Geschichte keine Spur findet. Dies Volk ist, entsprechend der Reinheit seiner Rasse, in tiefster Seele konservativ.

Welchen Gegensatz zu diesem Kulturvolk bildet doch die römische Welt! Auf allen Punkten dieser grossen Gesellschaft gab es beständig Volksteile, welche nur lauerten auf den Umsturz der bestehenden Verhältnisse. Nichts, nichts ruhte in dieser griechisch-römischen Welt auf fester Grundlage, selbst nicht die für das Gesamtwohl so unerlässliche Einheit des Kaisertums. Nicht bloss die verschiedenen Armeen mit ihren zahlreichen Soldatenkaisern, nein, die Kaiser selbst bemühten sich beständig, dieses Palladium der Gesellschaft zu erschüttern. Ihr Glaube an die Monarchie war so schwach, dass sie zu zweien und später gar zu vieren die Macht teilten. Kurz, keine Einrichtung, kein Grundgedanke dieser elenden Gesellschaft besass Festigkeit und Dauer; sie schien keine andere Daseinsberechtigung zu haben, als das Fehlen einer rein äusserlichen Gelegenheit, um zusammenzustürzen.

Dagegen finden wir wieder bei den Rassen weiblicher Richtung hervorragende Völker, welche gleichfalls von dem Wesen und Wert ihrer besonderen Civilisation tief und allseitig durchdrungen sind. So herrscht eine allgemeine, Jahrhunderte alte Bildung in den einzelnen Kasten der Hindus, und selten dürfte man bei den Buddhisten in Tibet auf einen Bauern stossen, der nicht lesen könnte. Eine einheitliche und feste Überzeugung von der Nützlichkeit gewisser Dinge durchdringt die gesamte Bevölkerung.

Nach dieser Vorbetrachtung kommt Gobineau auf seine Frage zurück, ob unsere europäischen Gesellschaften von ihrer Civilisation wirklich durchdrungen sind, und verneint sie auf das bestimmteste. Zuerst und am gründlichsten untersucht er die kulturellen Zustände seines eigenen Vaterlandes.

Es ist eine seit langem erkannte Thatsache, dass zwischen Paris und dem übrigen Frankreich ein Abgrund gähnt, dass vor den Thoren der Hauptstadt eine ganz andere Bevölkerung beginnt.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Die politische Einheit des Landes beweist durchaus nicht die Bluts- und Ideengemeinschaft seiner Bewohner. Wie verschieden sind in ihrer ganzen Lebensauffassung der Normanne, der Bretone, der Gaskogner, der Provençale und andere Provinzbewohner! Die elementarste aller Kenntnisse, das Lesen und Schreiben, kann trotz aller Bemühungen der Regierung nicht Gemeingut der ländlichen Bevölkerung werden. Diese wehrt sich mit Händen und Füssen dagegen, und hat man es die Kinder oder die Rekruten mit Gewalt gelehrt, so verleugnen sie später ihre Fertigkeit, und es ist ihnen ein Ehrenpunkt, sie sobald wie möglich wieder zu verlernen. Gobineau findet in diesen Landbewohnern einen unbesiegbaren Widerwillen gegen unsere Civilisation. Die aus ihnen hervorgegangene Arbeiterbevölkerung aber in den Fabrikstädten, welche aus Nützlichkeitsgründen Lesen und Schreiben lernt, verwendet die erworbene Kenntnis in einem der bestehenden Civilisation durchaus feindlichen Sinne. Nur in den nordwestlichen Teilen Frankreichs, deren Bewohner noch am meisten in der germanischen Rasse wurzeln, ist auch die Kenntnis des Lesens und Schreibens, bei Bauern und Arbeitern, am weitesten verbreitet und trägt gut Früchte. Ähnlich wie hier liegen die Verhältnisse in dem benachbarten Belgien und den Niederlanden.

Aber auch der religiöse Sinn der christlichen Landbevölkerung in Frankreich ist noch völlig durchsetzt mit ererbten, altheidnischen Vorstellungen. So aufrichtig der Bauer es mit dem Christentum meint, so zähe hält er im geheimen an seiner angestammten Privatreligion fest. Er spricht nie darüber. Daher die schweigsame, unüberwindliche Scheu, die ihn von den Städtern und selbst den Grundbesitzern seines Bezirkes trennt; welche letztere er im übrigen aufrichtig lieben kann. Auch die sittlichen Begriffe dieser Bauern decken sich keineswegs mit denen ihrer Herren. Mit Rücksicht auf diese Zustände schätzt Gobineau die Zahl der Franzosen, welche wirklich in der Sphäre der heutigen Gesellschaftsordnung wirken, auf ungefähr 11 Millionen, während er 26 Millionen draussen lässt.

Gobineau hält aber auch die Hoffnung, diese Menschen allmählich für die Aufklärung zu gewinnen, für aussichtslos. Er hält sie, wie die Wilden, für eine Rasse von geringerem Wert, aber mit bestimmter Ideenrichtung. Ihre Neigungen und Antipathien sind nicht zufällig, sondern entsprechen dieser angeerbten Richtung. Die Gebildeten erscheinen ihnen wie Fremde, die sie,

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

aus geheimnisvoller Scheu vor den ihnen aufgezwungenen Gesetzen, zwar nicht zu töten wagen, aber die sie mit jedem Mittel zu überlisten und zu rupfen sich freuen. Doch sind sie nicht von Natur boshaft, sondern in ihrem Kreise freundlich und gefällig. Auch der in vielen Provinzen beobachtete Familienstolz der Bauern, die ihr Blut und ihre Abstammung vielfach für besser halten als die ihrer erbangesessenen Gutsherrn und die bei der Eingehung von Ehen in Bezug auf Ebenbürtigkeit die übertriebensten Anforderungen stellen, ist ausserordentlich charakteristisch. So hat die an der Oberfläche erscheinende französische Kultur nichts gemein mit der Grundmasse der Bevölkerung. Diese blieb auch im Grunde unberührt von den bisherigen Revolutionen der französischen Gesellschaft, welche die oberen Schichten so gewaltig erschütterten. Aber der Tag wird kommen, wo die jetzt noch in der Tiefe schlummernden feindlichen Ströme hervorbrechen und das über sie errichtete stolze Gebäude der herrschenden Civilisation zertrümmern werden. Und was für Frankreich gilt, das gilt nach Gobineau für ganz Europa. Das ist ein trauriges Endschicksal für uns, aber wieviele der edelsten Rassen haben es schon vor uns erleben müssen! Und das Unheil ist unabwendbar! Die menschliche Klugheit kann es voraussehen, aber sie ist nicht imstande, den unwandelbaren Weltgesetzen entgegenzuwirken.

Gobineau ist weit entfernt, die Bedeutung der modernen Civilisation herabzusetzen. Er erkennt sie willig als eines der ruhmvollsten Denkmäler an, welche der Menschengeist je errichtet. Sie ist in zahlreichen Beziehungen den früheren Civilisationen überlegen. Aber er wendet sich entschieden dagegen, dass man sie schlechthin und ohne Vorbehalt für überlegen erklärt.

So ist sie in der Kunst des Regierens unaufhörlichen Schwankungen, hervorgerufen durch die verschiedenen Bedürfnisse der nicht ausgeglichenen Volksteile, sklavisch unterworfen. In England, Holland, im Königreich Neapel und in Russland haben die Regierungsformen, entsprechend der verhältnismässigen Gleichartigkeit der Volksmasse, noch ziemlich dauernde Grundlagen, welche den übrigen Ländern, auch Deutschland und in erster Linie Frankreich, völlig fehlen. Hier erheben sich die Regierungstheorien niemals zum Range allseitig anerkannter Wahrheiten, die Staatskunst bleibt ein ewiges Experimentieren. Es

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

fehlt somit der europäischen Civilisation jener Hauptzug, der nach der Gobineau'schen Bestimmung ihr eigen sein muss, nämlich die Stabilität. In diesem wichtigen Punkte ist die brahmanische, buddhistische und chinesische Civilisation der europäischen bei weitem überlegen. Wenn dort einmal eine schlechte Verwaltung das Missbehagen der Unterthanen erregt, so beklagt man sich und diesen Zustand, aber die Achtung vor den durch Jahrhunderte geheiligten staatlichen Einrichtungen wird dadurch niemals erschüttert. Darin liegt eben eine Bürgschaft für die Dauer ihrer Civilisation, welche der unsrigen abgeht.

In den Künsten können wir uns mit Indien und den alten Kulturen in Aegypten, Griechenland und Amerika nicht messen. Sowohl im Schönen wie im Grossartigen stehen ihre Meisterwerke hoch über den unsrigen. Wenn einst unsere Kultur in Trümmern liegt, wird der Wanderer unter dem Schutte unserer alten Wohnstätten keine Denkmäler finden, wie die Alten sie uns in den prächtigen Ruinen von Philae, Ninive, vom Parthenon, vom indischen Salsette und aus dem Thale Tenochtitlan in Mexiko hinterlassen haben. Und wenn in den praktischen Wissenschaften künftige Zeiten vielleicht von uns zu lernen haben werden, so können wir von unserer Dichtkunst nicht dasselbe behaupten.

Was die Verfeinerung der Lebensgewohnheiten anbetrifft, so werden wir darin von unserer eigenen Vergangenheit übertroffen. Es ist wahr, dass heutzutage breitere Massen als früher an den Genüssen des Wohlstandes teilhaben, aber der Luxus und die Pracht der Lebensweise hatte in gewissen Zeitabschnitten der Vergangenheit einen viel grossartigeren Anstrich als heute.

Zum Schlusse des Kapitels hebt Gobineau noch einmal hervor, dass der ursprünglich kulturschaffende weibliche oder männliche Wesenszug jeder Civilisation stets identisch ist mit dem Geist der in ihr von Anbeginn vorherrschenden Rasse; dass aber diese Civilisation denselben Wandlungen unterworfen ist, wie das Blut dieser Rasse; und dass endlich, wenn die Rasse als solche bereits verschwunden ist, die von ihr geschaffene Civilisation dennoch eine geraume Zeit weiterbestehen und somit auch weiterhin einen Gradmesser für die Werthöhe und die Eigenart der Völker und ein Spiegelbild ihrer Individualität abgeben kann.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

So hat denn Gobineau festgestellt, dass Aufgang und Untergang der menschlichen Gesellschaften aus inneren Gründen erfolgen. Er hat diese inneren Gründe aufgedeckt und die bisherigen landläufigen Meinungen darüber widerlegt und schliesslich nachgewiesen, dass es gewisse Rassen gäbe, denen die Fähigkeit, Kultur zu schaffen, eben angeboren sei, während anderen Rassen, trotz der grössten Begünstigungen durch äussere Verhältnisse, diese Fähigkeit für immer abgehe. Nach einer langen, aber lehrreichen Abschweifung von dieser geraden Linie kehrt er jetzt zu ihr zurück, um zunächst den Begriff der Rasse, dessen er sich vielfach in seinen Auseinandersetzungen bedient hat, näher zu bestimmen.

Kapitel 10.

Einige Anatomen schreiben der Menschheit eine mehrfache Abstammung zu.

Manche Naturforscher wollen unter den verschiedenen Menschenrassen so wesentliche Unterschiede erkennen, dass sie deren einheitliche Abstammung leugnen und neben der adamitischen noch andere Ahnenreihen annehmen, aus denen durch Kreuzungen wieder Bastarde hevorgegangen seien.

Mit Berufung auf Prichards*) physiologische Schilderungen des Körperbaues der verschiedenen Rassen, zunächst der Mongolen und der Neger, giebt Gobineau zu, dass diese beiden Menschenarten, ausser gewissen allgemeinen Uebereinstimmungen, unter sich und mit uns kaum etwas Gemeinsames zu haben scheinen. Noch tiefer als die afrikanischen Neger stehen wieder die Australneger, welche nach ihrer körperlichen Entwicklung den anthropoïden Affen fast näher stehen, als den Menschen. Und wenn man mit all' diesen Menschenarten den formvollendeten Körperbau des Ariers in Europa und im südwestlichen Asien vergleicht,

*) Naturgeschichte des Menschen.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

so ist man in der That versucht, einer Auffassung zuzustimmen, nach welcher diese Menschenrassen einander ebenso fremd sind, wie die verschiedenen Tierarten untereinander.

Der Leydener Gelehrte Camper wollte diese Lehre, die sich bis dahin nur auf oberflächliche Beobachtung stützte, mehr wissenschaftlich begründen, indem er mit Hilfe der Anatomie die Rassenunterschiede gleichsam mathematisch festzulegen suchte. Er konstruierte aus den Gesichtslinien einen Winkel, der nach seiner grösseren oder geringeren Oeffnung einen Massstab für die Schönheit und damit für die Werthöhe der Rasse abgab. Und zwar nicht bloss für die Menschen, sondern für alle Lebewesen. So fand er eine Stufenfolge aller Tiere, an deren Spitze, mit dem grössten Gesichtswinkel, der Europäer steht, während Vögel und Fische, mit dem kleinsten Winkel, die unterste Stufe bezeichnen. Unter den Säugetieren fand Camper bei den Affen einen Gesichtswinkel bis zu 42, ja 50 Grad. Der Kopf des afrikanischen Negers zeigte 70 Grad, und der Europäer erreichte 80 Grad. Wahrlich, eine Gleichmässigkeit in der Steigerung, welche den Menschen an diese Kette zu fesseln schien! Interessant ist dabei der Hinweis, dass griechische Künstler die Schönheit ihrer Modelle steigerten, indem sie deren Gesichtswinkel, wie beim Apollo, auf 100° erweiterten.

Campers Methode bestach durch ihre Einfachheit, hatte aber einen Fehler. Der Engländer Owen stellte nämlich fest, dass Camper die Affenschädel nur an jungen Exemplaren gemessen hatte. Bei dem erwachsenen Orang-Utang oder Schimpanse geht der Gesichtswinkel thatsächlich nicht über 30 bis höchstens 35 hinaus. Von hier aber bis zu den 70° des Negers und des Kalmücken ist der Sprung zu gross, als dass Campers fortlaufende Reihe vom höchsten Menschen bis zum niedrigsten Wirbeltier noch ernst genommen werden kann.

Die Schädellehre stellte dann viele ihrer Beweise in den Dienst der Camperschen Theorie und wollte gleichfalls den Tieren mit grösserem Gesichtswinkel entsprechend höhere Instinkte beilegen. Aber auch hier widersprachen die Thatsachen; wie der Elefant z. B. bei kleinerem Gesichtswinkel über eine unbestreitbar höhere Intelligenz verfügt, als der Orang-Utang.

Gegenüber diesen Mängeln der Camperschen Theorie hatte Blumenbach leichtes Spiel, als er an Stelle des Gesichtswinkels

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

seine sogenannte norma verticalis, welche sich aus der Beobachtung des Scheitels ergiebt, als Kennzeichen für Rassenunterschiede aufstellte. Um aber die kleinen Unzuträglichkeiten, die auch dieses System mit sich brachte, zu beseitigen, schlug Owen vor, statt des Scheitels die Basis des Schädels zu untersuchen. Das Hauptergebnis dieses Verfahrens war, dass man eine so scharfe Grenzlinie zwischen dem Menschen und dem Orang-Utang fand, dass das von Camper geknüpfte Band zwischen beiden Arten für immer zerriss.

Der Amerikaner Morton und nach ihm Karl Gustav Carus wollten die Art- und Wertunterschiede der Menschenrassen nach dem Inhalt des Schädels bemessen. Gobineau spricht diesem System den Vorzug vor den andern zu, wenn er auch die Resultate im einzelnen bemängelt und einer berechtigten Kritik unterzieht. Jedenfalls kommt auch Carus nicht zu einer zweifelsfreien Systematisierung der physiologischen Rassenunterschiede. Aber aus der bisherigen Unmöglichkeit, ein solches System aufzustellen, dürfen die Anhänger der Einheit der Menschenrassen, als deren Hauptvertreter Gobineau den Engländer Prichard fortan citiert, noch nicht den Schluss ziehen, dass die Systematisierung dieser Rassenunterschiede überhaupt unmöglich sei.

Gobineau verfolgt dann den weiteren Streit zwischen den Anhängern der Vielheit und der Einheit der Menschenrassen. Die ersteren gewannen neue Beweise für die Verschiedenheit der Rassen, indem sie die Beckenform, das Verhältnis der Glieder zu einander, die Hautfarbe und endlich das Haarsystem ihren Beobachtungen zu Grunde legten. Auch hier kommt Gobineau zu dem Ergebnis, dass jedenfalls die Einwendungen der Unitarier und ihr Versuch, die Rassenunterschiede als nicht vorhanden oder belanglos hinzustellen, vergeblich sind. Dagegen besitzen die Unitarier ein anderes Argument, von dem Gobineau zugiebt, dass es für ihre Ansicht schwer ins Gewicht fällt. Man glaubt nämlich durch Beobachtungen festgestellt zu haben, dass in der Tier- und Pflanzenwelt Mischlinge nur aus genügend verwandten Gattungen hervorgehen, dass aber diese Mischlinge ihrerseits zur Unfruchtbarkeit verdammt sind. Ist demnach die Fähigkeit der Erzeugung von unfruchtbaren Mischlingen schon ein Beweis naher Verwandtschaft der zeugenden Arten, so muss die Erzeugung fruchtbarer Mischlinge ein Kennzeichen dafür sein, dass die Zeugenden nicht nur genügend verwandt sind, sondern

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

ein und derselben Art angehören. Nun sind aber Mischlinge aus verschiedenen Menschenrassen zeugungsfähig und beweisen somit die Einheit der Art ihrer Erzeuger. Dieser Einwand der Unitarier ist bis jetzt noch nicht entkräftet.

Kapitel XI.

Die Rassenunterschiede sind permanent.

Trotz dieses Zugeständnisses an die Unitarier bekämpft Gobineau doch die Folgerungen, welche dieselben aus der Einheit der Rasse ziehen wollen. Nach ihrer Behauptung wären die vorhandenen Rassenunterschiede nur scheinbar, nicht wesentlich. Sie wären lediglich hervorgerufen durch lokale Einflüsse oder durch zufällige Körpereigenschaften des Ahnherrn eines jeden Stammes. Überall bestände der gemeinsame Urtypus mit gleicher Kraft noch fort, und es könnte der Neger, wenn er nur einem gleich günstigen Einfluss des Klimas und der Erziehung ausgesetzt würde, dieselbe Vollkommenheit der körperlichen Entwicklung erreichen wie der Europäer. Diese Theorie ist aber unhaltbar.

Doch die Lehre der Unitarier wird ausser ihrem Hauptbollwerk, der Fruchtbarkeit der Mischlinge, noch durch ein anderes Argument gestützt, welches Gobineau nicht geneigt ist, gering anzuschlagen, nämlich durch die Autorität der Bibel, welche eine mehrfache Ahnenreihe ausschliesst. Er giebt jedoch mit Recht zu bedenken, dass in der Bibel Adam nur als Stammvater der weissen Rasse erscheint und dass die Auffassung, als ob die schwarzen Völker von Ham abstammen, in der Bibel selbst garnicht begründet ist und nur eine von späteren Kommentatoren hineingetragene Deutung darstelle; eine Deutung, die um so willkürlicher erscheint, als bei der angeblichen Dreiteilung der Rassen in Semiten, Japhaiten und Hamiten die grosse gelbe Rasse garnicht berücksichtigt st. Doch will Gobineau auch darauf kein allzugrosses Gewicht legen, sondern will einmal den Beweis von der Einheit der Rassen als gegeben ansehn. Denn er hofft beweisen zu können, dass

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

die wichtigsten Rassenunterschiede mit ihren Folgeerscheinungen auch ganz unabhängig von der Frage der Einheit oder Vielheit der Abstammung als wesentlich bestehen bleiben.

Kein Mensch bestreitet die Stammeseinheit sämtlicher Hundearten. Wird aber jemand behaupten wollen, dass darum alle Hunde wesentlich dieselben körperlichen und seelischen Eigenschaften haben? Schwerlich! Also Einheit in der Abstammung, und doch Verschiedenheit in allem übrigen, und zwar so tief gehende Verschiedenheit, dass sie durch kein anderes Mittel als durch Kreuzungen verwischt werden kann! Fehlt dagegen die Kreuzung und bleibt die Rasse rein, so erhalten sich auch ihre Eigenarten von Geschlecht zu Geschlecht dauernd und ohne sichtbare Wandlungen. Ganz so bei den Menschen! Und so gut wie man das Problem von dem Verhältnis der heutigen Haustiere zu ihrem wilden Urindividuum als ungelöst bezeichnen muss, so gut werden wir dies auch in erhöhtem Grade von dem interessantesten Haustier, dem Menschen, behaupten dürfen.

So ist es denn nur zu natürlich, dass alle Rassen sich den Ahnherrn des Menschengeschlechtes als mit ihren besonderen Merkmalen versehen vorstellen, und die moderne Wissenschaft versagt vollkommen, um in diesem Labyrinth von Meinungen den Ausweg zu finden. Wahrscheinlich aber ist es, dass die jetzt lebenden Rassen von dem gemeinsamen Erzeuger, wenn wirklich ein solcher vorhanden ist, ebenso abweichen, wie sie von einander unterschieden sind. Es erübrigt also nur noch, wenn man auf dem Boden der Unitarier stehen bleibt, zu untersuchen, wie die Abweichungen von dem Urbilde zustande gekommen sind.

Die Meinung der Unitarier, dass diese Abweichungen lediglich dem Klima, der Ortslage oder gewissen Lebensgewohnheiten zuzuschreiben sind, ist, wie gesagt, unhaltbar. Denn seit dem Beginn geschichtlicher Zeiten sind für solche Wandlungen des Menschen nicht einmal Spuren nachzuweisen. Wenn man zwei dem Urbilde noch ähnliche Stämme in Gegenden ansiedeln wollte, welche geographisch und biologisch die denkbar grössten Gegensätze darbieten, so werden sie im Verlauf von Jahrhunderten unter dem Einfluss des verschiedenen Klimas zwar gewisse Eigenarten annehmen, die sie zunächst unterscheiden; aber wirklich wesentliche, organische Wandlungen werden nicht einmal andeutungsweise vorhanden sein. Die Belanglosigkeit des Klimas

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

ergiebt sich auch aus der Thatsache, dass Volksstämme, die an den entgegengesetzten Enden der Erde und unter entgegengesetzten Lebensbedingungen ihr Dasein fristen, dennoch eine auffallende Ähnlichkeit zeigen. Solche Ähnlichkeiten gehen so weit, dass einzelne Ethnologen, wenn auch zu Unrecht, die Hottentotten z. B. für chinesische Ansiedler erklären wollten. Die gleiche Ähnlichkeit zeigen die Porträts der alten Etrusker mit den Araukanen in Südamerika, die Cherokesen mit den Calabresen in Süditalien u. a. m. Solche Verhältnisse aber rechtfertigen den Schluss, dass nicht die noch heute wirksamen Agentien den menschlichen Typen ihre Merkmale verliehen haben, sondern dass in vorgeschichtlicher Zeit Agentien ganz anderer Art thätig waren, deren Erkenntnis uns verschlossen ist. In geschichtlicher Zeit sind, wie schon gesagt, organische Wandlungen der Arten nicht nachweisbar. So finden wir auf ägyptischen Denkmälern Araber abgebildet, die noch genau den Typus ihrer jetzt lebenden Abkömmlinge zeigen, mögen diese in den dürren Wüsten ihrer Heimat oder den fruchtbaren Küstengegenden von Malabar oder anderswo leben.

Noch beweiskräftiger für die Frage sind die Juden, welche, über die ganze Erde zerstreut, fern von Palästina mit dem heimatlichen Klima auch ihre alte Lebensweise durchaus aufgegeben haben. Trotzdem haben sie ihren alten Typus in allem Wesentlichen beibehalten, mögen sie nun als kriegerische Rechabiten in Arabiens Wüsten oder als friedliche Israeliten in Portugal, Frankreich, Deutschland oder Polen leben. Denn auch diese können wir mit ägyptischen Gemälden vergleichen, welche Semiten darstellen und ein Alter von 3 bis 4000 Jahren haben. So sind auch die deutschen Juden im allgemeinen kleiner und hagerer als die Europäer, unter denen sie seit Jahrhunderten leben, und erlangen mit anderen Orientalen, trotz Prichards Einrede, die Geschlechtsreife früher als jene. Das Klima und die Lebensgewohnheiten haben eben zur Ausgleichung der Rassenunterschiede nichts gethan.

Dieselbe Beobachtung wie bei den Arabern und Juden kann man endlich auch bei den Zigeunern machen. In ihrer äusseren Erscheinung sowohl wie in der frühzeitigen Pubertät haben sie in allen Teilen Europas die Rassemerkmale der indischen Parias, von denen sie stammen, bewahrt. Wenn aber Zeit und Klima die ererbten Rassenunterschiede so wenig oder garnicht beeinflussen, so zwingt dies zu der Anerkennung, dass jedenfalls die bestehen-

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

den Rassen scharf und dauernd von einander getrennt sind, ob man sich nun zur Lehre von der Einheit oder Vielheit der Rassen bekennt.

So beweisen auch die Malereien in den Tempeln und Totengrüften des Nilthals, verglichen mit dem jetzt lebenden Negertypus, die Permanenz dieser Rasse ebenso, wie die Bas-Reliefs von Chorsabad und die Bilderdenkmäler von Persepolis die körperliche Übereinstimmung der assyrischen Völkerschaften mit gewissen Stämmen bestätigen, die heute dasselbe Gebiet inne haben.

Was für Einwendungen machen nun die Unitarier? Zum Beweise dafür, dass das Klima dennoch auf die Rassen einwirke, führen sie die nicht seltenen Fälle an, wo deutsche Juden blondes Haar und blaue Augen haben. Hier kann ihnen Gobineau aber entgegenhalten, dass gerade ihre Gelehrten es sind, welche die Unabhängigkeit der Haut- und Haarfarbe vom Klima nachgewiesen haben und welche jedenfalls das Klima nicht als einzige und Hauptursache gelten lassen wollen. Denn sie selbst haben bei den Singhalesen auf Ceylon blaue Augen und blonde Haare festgestellt und eine Hautfarbe, die zwischen hellbraun und schwarz schwankt, und sie geben ferner zu, dass die Samojeden und Tungusen, wiewohl an den Ufern des Eismeeres wohnend, ausserordentlich dunkel gefärbt sind. Das Klima hat also nach ihrem eigenen Zeugnis mit der Farbe von Haut und Haaren nichts zu thun, und da man ferner weiss, dass im Orient rötliches Haar nichts Seltenes ist, so bietet auch die abweichende Farbe etlicher deutscher Juden nichts Überraschendes. Zum allermindesten beweist sie nichts, weder die Permanenz der Typen noch das Gegenteil.

Aber die Unitarier führen für ihre Behauptung auch Beweise aus historisch kontrollierbarer Zeit an. Die Türken, so sagen sie, sind ohne Frage asiatischen Ursprungs und sind, wie ihre Sprache beweist, mit den finnischen Zweigen der Ostjaken und Lappen verwandt. Sie haben also ursprünglich die gelbe Hautfarbe, die hervorspringenden Backenknochen und die kleine Gestalt der Mongolen gehabt. Die heutigen Türken haben nun aber europäischen Typus, mit langem, dichtem Bart und mandelförmigen statt der geschlitzten Augen der Mongolen. Folglich, so lautet der sieghafte Schluss, haben die Türken sich umgewandelt, und die Permanenz der Rassen ist damit widerlegt. Voll Scharfsinn und Gründlichkeit geht Gobineau mit diesem

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Trugschluss ins Gericht. Zunächst stellt er die mongolische Abstammung der Türken überhaupt in Frage. Die ältesten, historisch nachweisbaren Vorfahren der Osmanen, die Oghusen, die einst vom Altai herabstiegen, bewohnten zu den Zeiten Abrahams eben jene geheimnisvollen Gebiete Innerasiens, wo damals noch zahlreiche germanische Stämme hausten. Die ältesten persischen Dichter erwähnen jene Bewohner von Turkestan und ihre Frauen nur, um deren vollendete Körperschönheit zu rühmen. Sollte ein Mongolenantlitz sie so begeistert haben? Ferner bezeugt eine Bemerkung des Mönches Rubruquis, den Ludwig XI. zu dem Mongolenfürsten Dschingis-Chan geschickt hatte, dass dieser Asiate europäische Gesichtszüge trug. Diese Bemerkung war schon A. v. Humboldt wichtig erschienen, der bei dieser Gelegenheit darauf hinweist, dass das Geschlecht Dschingis-Chans wahrscheinlich türkischen, nicht mongolischen Ursprungs war. Desgleichen fiel Humboldt auch bei der Betrachtung der Bildnisse der Barberiden, jener türkisch-tatarischen Fürsten, die im 16. nachchristlichen Jahrhundert Indien unterwarfen, das Fehlen mongolischer Gesichtszüge auf.

Nur die Linguistik behauptet und beweist also die Zugehörigkeit der türkischen Sprache zum finnischen Stamm. Da nun aber die Skythen, ein Volk mongolischer Abstammung, nachweisbar eine arische Sprache angenommen haben, so wäre es auch nichts Unerhörtes, wenn die Oghusen, trotz ihrer arischen Abstammung, finnisch gesprochen hätten.

Aber Gobineau will es sogar gelten lassen, dass die Oghusen vom Altaigebirge wirklich Finnen waren; so beweist das auch noch nichts zu Gunsten der Unitarier. Denn aus der Geschichte der Türken, besonders seit ihrem ersten Auftreten in Europa, lässt sich nachweisen, dass dieses an Zahl nicht allzustarke Eroberervolk, das vorher schon durch Ehen mit persischen und arabischen Frauen stark gemischt war, nicht nur durch massenweise betriebenen Mädchenraub, sondern durch unablässige Aufnahme von europäischen Christen in den Islam und damit in eine vollberechtigte Staatsbürgerstelle sich in unerhörter Weise mit Elementen arischer Abstammung durchsetzt und vermischt hat. Man beachte hierzu nur die Einrichtung der Janitscharenregimenter, welche durchweg aus Christen rekrutiert wurden, die dann zum Islam übertraten. Hat demnach diese Rasse wirklich so wesentliche Wandlungen durchgemacht, so sind diese ein

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Produkt von Kreuzungen und beweisen demnach garnichts für die Lehre der Unitarier.

Zu zweit berufen sich die Unitarier auf die Magyaren. Diese sind, so sagen sie, finnischen Ursprungs und verwandt mit Lappen, Samojeden und Eskimos, also ursprünglich mit allen Abzeichen jener hässlichen Rasse versehen gewesen. Und doch zeigen die Magyaren hohen, schlanken Wuchs und die schönen Gesichtszüge der weissen Rasse. Die Finnen waren immer schwächlich, dumm und geknechtet; die Magyaren sind in allen Punkten das Gegenteil. Folglich haben sie körperlich und geistig eine erstaunliche Wandlung durchgemacht. Allerdings erstaunlich! sagt Gobineau; und so erstaunlich, dass sie völlig unerklärlich ist, selbst für die Unitarier, wenn sie die denkbar grösste Wandlungsfähigkeit der Rassen annehmen. Denn diese Wandlung hätte sich in einem Zeitraum von 800 Jahren vollzogen, innerhalb welcher dieses Volk sich nachweisbar fast rasserein gehalten hat. Doch glücklicherweise löst sich das Rätsel von selbst: Es ist nämlich sicher, dass die Magyaren keine Finnen sind.

Zunächst hat A. de Gérando*) unwiderleglich nachgewiesen, dass die Ungarn Hunnen sind. Damit wäre nun noch nicht viel gewonnen, da auch die Hunnen zur gelben Rasse gezählt werden. Gobineau weist aber darauf hin, dass man mit Hunnen nicht bloss einen bestimmten Volksstamm, sondern auch einen Sammelnamen bezeichnet, welcher alle jene Horden umfasst, die unter dem Banner der Vorfahren Attilas vereinigt waren. Unter ihnen hat man aber zu allen Zeiten Scharen unterschieden, die man die weissen Hunnen nannte und in denen das germanische Element vorherrschte. Die Magyaren sind also Mestizen mit germanischer**) Grundlage, deren etwas eckige und knochige Gesichtsbildung die mongolische Beimischung noch immer andeutet. Ihre Sprache freilich ist nicht germanisch, doch erscheint dieser Widerspruch bei der Geschichte dieses Volkes von geringer Bedeutung und leicht erklärlich. Gobineau erinnert für diese Sprachwandlung noch einmal an die Skythen sowie an die Nordgermanen in Neustrien, welche schon wenige Jahre nach der Er-

*) Essai historique sur l'origine des Hongrois, Paris 1844.

**) Auch hierfür kann sich Gobineau auf eine Bemerkung A. v. Humboldts berufen.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

oberung der neuen Heimat den kelto-latinischen Dialekt ihrer Unterthanen annahmen.

So sind denn sämtliche Beweisgründe, welche die Unitarier zur Unterstützung ihrer Lehre von der Wandlungsfähigkeit der Rassen herbeiholten, glatt widerlegt, so dass Gobineau mit Recht behauptet, dass die Permanenz der Rassentypen jetzt als erwiesen gelten kann. Kein Klima, keine Umgebung kann sie zerstören; nur Kreuzung kann sie beeinflussen. Und dieses Ergebnis besteht unabhängig von der Frage nach der Einheit oder Vielheit der Abstammung. Die gegenwärtig bestehenden Rassen sind also verschiedene Zweige eines oder mehrerer Urstämme, die jetzt verschwunden und in geschichtlicher Zeit nicht mehr erkennbar sind.

Es fragt sich nun, aus welchen Anlässen eine so völlig permanente Verschiedenheit der einzelnen Rassen entstehen konnte. Denn Gobineau hält an der Einheit der Abstammung fest, an die er zwar nicht glaubt, deren wissenschaftliche Begründung er aber nicht hat widerlegen können.

Mögen hier die Worte, mit denen Gobineau diese Untersuchung einleitet und welche überaus bezeichnend sind für die bescheidene und deshalb wahrhaft grosse Gesinnung dieses scharfsinnigen und gelehrten Philosophen, in ziemlich genauer Übersetzung folgen:

„Niemand wird leugnen wollen, dass über einer Frage von solcher Wichtigkeit ein geheimnisvolles Dunkel schwebt, welches Gründe zugleich sinnlicher und geistiger Art in seinem Schosse birgt. Gewisse Ursachen, die dem göttlichen Bereich entstammen und deren Nähe der Geist erschreckt empfindet, ohne ihre Natur zu erraten, walten tief in der dichtesten Finsternis des Problems, und es ist sehr wahrscheinlich, dass die auf Erden wirkenden Kräfte, in denen man den Schlüssel des Geheimnisses sucht, selbst nur Werkzeuge, untergeordnete Triebfedern des grossen Werkes sind. Der Ursprung aller Dinge, aller Bewegungen, aller Vorgänge ist nicht unendlich klein, wie man oft anzunehmen geneigt ist, sondern im Gegenteil so ungeheuer, so gross und unermesslich gegenüber unserer Schwachheit, dass wir ihn vermuten und die Möglichkeit seiner Existenz andeuten können, ohne jedoch je hoffen zu dürfen, ihn deutlich zu erkennen oder in sicherer Weise zu enthüllen. Wie bei einer Eisenkette, welche ein grosses Gewicht tragen soll, häufig der dem getragenen

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Gegenstande nächste Ring der kleinste ist, ebenso kann die letzte Ursache oft fast nichtssagend erscheinen, und wenn man sie zu lange vereinzelt betrachtet, so vergisst man die grosse Reihe von Ursachen, die ihr vorhergeht und sie hält, und die stark und gewaltig im Unsichtbaren haftet. So darf man in dem bekannten Geschichtchen von dem Rosenblatt, welches das Wasser zum Überfliessen brachte, nicht die Gewalt des Blättchens bewundern, sondern man muss sich klar machen, dass der Unfall im Grunde darauf beruhte, dass überreichliche Flüssigkeit in dem Gefäss eingeschlossen war. Bringen wir also den ersten, urzeugenden, göttlichen, fernen Ursachen alle Ehrerbietung entgegen, ihnen, ohne die nichts sein würde und die, als Vertraute des göttlichen Beweggrundes, Anrecht auf einen Teil der ihrem allmächtigen Urheber gezollten Verehrung haben; aber versagen wir es uns, hier davon zu reden. Es ist nicht ratsam, die menschliche Sphäre zu verlassen, wo man allein hoffen kann, auf Gewissheit zu treffen. Man thut vielmehr gut daran, sich darauf zu beschränken, die Kette, wenn auch nicht an ihrem letzten und kleinsten Ringe, so wenigstens an ihrem sichtbaren und fühlbaren Teile zu fassen, ohne den Anspruch zu erheben, über die Spannweite des Armes hinaufzureichen. Das ist keine Unehrerbietung, sondern im Gegenteil das ehrliche Gefühl einer unüberwindlichen Schwäche."

Um nun einen Einblick in die Entstehungsweise der verschiedenen Menschenrassen zu gewinnen, lenkt Gobineau seinen Blick in jene geheimnisvolle Urzeit zurück, wo elementare Kräfte von einer Gewalt, die wir heute nur ahnen können, an der Gestaltung unseres Erdballes gewirkt haben. Auch hier wäre eine bloss auszugsweise gefasste Wiedergabe ohne Nutzen, und nur eine Übersetzung könnte eine genügende Vorstellung davon geben, wie Gobineau bei vollkommen vorurteilsloser Betrachtung naturwissenschaftlicher Ereignisse in der Würdigung der Einzelheiten nie den Blick für das Ganze, das Gefühl für den Zusammenhang, d. h. für den göttlichen Ursprung alles Seins verliert. Beschränken wir uns darauf, die Ergebnisse seiner Betrachtung kurz wiederzugeben. Gobineau stellt fest, erstens, dass die Verschiedenheiten der Arten in vorhistorischer Zeit, in der ersten, unbekannten Zeithälfte des Daseins der Menschen auf Erden, entstanden sein müssen, und zweitens, dass sie entstanden sind unter der Ein-

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

wirkung von Naturkräften, deren ungeheure Gewalt heute nicht mehr vorhanden ist. Solange man an der Einheit der Abstammung festzuhalten gezwungen ist, darf man für die Entstehung der Abweichungen eine spätere Periode nicht annehmen.

Um diese spätere Entstehungsmöglichkeit zu retten, machen die Unitarier einen letzten Versuch mit dem Hinweis, dass zufällige Abnormitäten des Körperbaues oft erblich sind und somit den Anlass zu einer neuen, abweichenden Rassenbildung geben können. So beruft sich Prichard unter anderem auf einen Bericht des englischen Reisenden Baker, der einen am ganzen Körper mit Ausnahme des Gesichts mit einer hornartigen Haut bedeckten Mann gesehen hat. Dieser Mann zeugte vier Söhne, welche die Hornhaut des Vaters besassen. Aber nur einer überlebte den Vater, und er stand noch im Kindesalter, als Baker ihn sah. Prichard glaubt nun, dass aus einer derartigen Familie, unter besonders günstigen Umständen, sich eine besondere Rasse entwickeln könne. Jedoch mit Unrecht. Die Erfahrung lehrt vielmehr, dass alle derartigen Abnormitäten in der Fortzeugung entweder allmählich zu der alten Form zurückkehren, oder aber der Unfruchtbarkeit verfallen und aussterben. So weiss auch in dem oben angeführten Falle Baker nicht anzugeben, ob der überlebende Sohn des Hornmenschen zur Mannbarkeit gelangt ist. Alles, was von der natürlichen Ordnung abweicht, kann nur Leben borgen, aber es nicht bewahren. Andernfalls müssten die sonderbarsten Zufälle die Menschheit von ihrer zu allen Zeiten beobachteten Körperbeschaffenheit längst entfernt haben. Die schwarze Haut der Neger, die gelbe Farbe der Chinesen gehören also nicht zu diesen rein zufälligen, transitorischen Erscheinungen; es sind vielmehr permanente Rassenmerkmale. Und diese starre Permanenz der Formen, bewiesen durch die ältesten geschichtlichen Urkunden, erscheint wie eine Beglaubigung der ewigen Trennung der Rassen.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Kapitel XII.

Wie die Rassen sich in ihrer körperlichen Beschaffenheit getrennt und welche Abarten sie darauf durch Mischungen gebildet haben. Sie sind ungleich an Kraft und an Schönheit.

Gobineau untersucht jetzt des Näheren die Frage, wie es in der Urzeit möglich war, dass die von ein und demselben Ahnherrn abstammenden Menschen so verschiedene Rassenmerkmale annahmen. Das ist um so auffälliger, als man nicht einsehen kann, wie die infolge ihrer gemeinsamen Abstammung auch örtlich vereinigten Urmenschen so verschiedenen physischen Einwirkungen ausgesetzt gewesen sein können. Und wenn sie zu der Zeit, als diese Einwirkungen begannen, schon zahlreich genug waren, um sich über die Erde auszubreiten, wie haben sie die ungeheuren Schwierigkeiten, welche ein Zug durch dichte Urwälder und Sümpfe, über Sand und Schneewüsten, über Flüsse, Seen und Meere noch heute dem fortgeschrittenen Menschen bereitet, schon damals überwinden können? Um diese Schwierigkeiten zu lösen, prüft Gobineau zunächst die Frage, welchen Ort der Erde man als die Heimat unserer Gattung anzusehen habe.

Nach einer uralten und von modernen Gelehrten, wie Georges Cuvier, angenommenen Vorstellung sind diese Heimstätten auf gewissen Gebirgssystemen zu suchen, und zwar wären die Weissen vom Kaukasus, die Gelben vom Altai und die Schwarzen vom Atlas herabgestiegen.*) Demnach hätten unsere Stammväter sich mit jenen schwer zugänglichen Orten voll düsteren Schreckens zuerst vertraut gemacht, hätten sich darin heimisch gefühlt, während die freien Ebenen, die weiten Flussufer, Seen und Meere für sie mit allen Schrecknissen des Unbekannten erfüllt gewesen wären. Diese Vorstellung entsprang offenbar der Überlegung, dass die ersten Menschen sich vor den Wellen der grossen Fluten der Vorzeit auf die Anhöhen flüchten mussten. Aber in dieser Vorstellung selbst liegt doch schon der Hinweis, dass diese Flüchtlinge nicht den Urmenschen, sondern

*) Nebenbei gesagt, steht diese Annahme im offenen Gegensatz zu der Lehre der Unitarier!

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

einem späteren Geschlecht angehört haben. Unsere Gattung kann vielmehr nur an einem Orte entstanden sein, in welchem bereits ein verhältnismässiger Friede der Natur herrschte. Zudem waren die Berge seit den ältesten Zeiten ein Gegenstand der Furcht und abergläubischen Scheu für die Menschen. Die Griechen versetzten ihre Götter auf die geheimnisvollen Höhen des Olympus, die Brahmanen auf den Meruberg, und in den Schrecknissen des Kaukasus schmachtete der gefesselte Prometheus. Die Menschen hätten schwerlich diese Örter mit den Göttern in Verbindung gebracht, wenn sie ihnen als alte Heimstätten vertraut gewesen wären. Aus diesen Gründen neigt Gobineau der Auffassung zu, dass vielmehr die offenen und flachen Länder die Zeugen der ersten Schritte des Menschen gewesen sind, einer Auffassung, die sich übrigens mit der biblischen Schilderung des Paradieses deckt. Bei dieser Annahme würden auch die Schwierigkeiten der ersten Wanderungen bedeutend geringer erscheinen, denn flache Gegenden sind im allgemeinen von schiffbaren Flüssen durchzogen und stossen an das Meer. Flüsse und Meere aber verbinden bekanntlich mehr, als dass sie trennen. Die Menschen wandern freiwillig oder unfreiwillig. Ersteres ist von den Urmenschen der Schöpfung kaum anzunehmen; dagegen sind unfreiwillige, ja unvorhergesehene Wanderungen, zumal bei unerfahrenen Wilden, sehr wahrscheinlich. Es braucht nur eine Familie ein primitives Boot zu besteigen, das sich verirrt. Oder einige Unglückliche werden von hereinbrechenden Meeresfluten erfasst, klammern sich an Baumstämme und werden von der Flut an ferne Ufer verpflanzt. Diese Möglichkeiten sind durch bestimmte Vorfälle aus geschichtlicher Zeit erwiesen und genügen, um die schnelle Verbreitung bestimmter Menschengruppen über die entferntesten Himmelsstriche zu erklären, so dass die ersten menschlichen Familien schon sehr früh ganz verschiedenen örtlichen und klimatischen Einflüssen ausgesetzt wurden. Und dazu sind allzugrosse Entfernungen garnicht einmal immer nötig! In der Schweiz findet man in einem Umkreis von zwei Meilen so starke klimatische Gegensätze, dass die Flora Lapplands und Süditaliens fast vereinigt erscheint. Aber man braucht nicht einmal das Gebirge zur Erklärung solcher Gegensätze! Wieviel rauher ist nicht die Normandie als das benachbarte Jersey? Und lassen sich nicht zahlreiche Beispiele derselben Art anführen? Wenn sich aber dieser Kontrast noch heute auf engem Raume vorfindet, um wie-

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

viel stärker müssen seine Wirkungen gewesen sein in jenen furchtbaren Werdezeiten der Erde, welche der Entstehung unserer Gattung unmittelbar vorangingen? Damals, als das Meer ganze Länderstrecken verschlang oder zurückweichend trocken legte? Als gewaltige Berge plötzlich aus dem Boden hervorwuchsen oder darin versanken? Als heftige Erschütterungen der Erdachse das ganze Planetensystem bedrohten?

So ist denn die Möglichkeit festgestellt, dass die ältesten Menschen, sei es infolge weiter Wanderungen, sei es in verhältnismässig nahem Beieinanderwohnen ausserordentlich starken und entgegengesetzten klimatischen Einflüssen ausgesetzt waren. Und in jener Urzeit können demnach wirklich jene sekundären Typen entstanden sein, von denen die gegenwärtigen Zweige der Menschen stammen. Welcher von ihnen dem primären Menschen am nächsten steht, lässt sich nicht mehr entscheiden.

Gobineau findet unter den bestehenden Rassen nur drei bestimmt ausgeprägt: die weisse, die schwarze und die gelbe. Die Unterscheidung nach der Farbe hält er zwar nicht für völlig zutreffend, aber doch für verhältnismässig gut und einfach. Unter der weissen versteht er fortan die kaukasische Rasse, also Semiten und Japhetiten, unter der schwarzen Rasse die sogenannten Hamiten und unter der gelben Rasse die Söhne des Altaigebirges, also Mongolen, Finnen und Tataren. Das sind die drei ursprünglichen Menschenrassen, wie sie aus der Sekundärzeit hervorgingen. Die 28 Abarten Blumenbachs und die 7 Arten Prichards haben neben ihnen keine Berechtigung, da sich nachweisbar Mischrassen darunter befinden. Jeder der drei Urtypen hat aber wahrscheinlich niemals eine geschlossene Einheit gebildet. Man hat sich vielmehr die kosmogonischen Wirkungen auf die Menschenarten so vorzustellen, dass sie auch Unterarten bildeten, die sich streng in den wichtigsten Linien der drei Hauptarten hielten, aber von vornherein kleine Merkmale aufwiesen, die sie von einander schieden. Zur Erklärung dieser Unterarten braucht man also keine Kreuzungen anzunehmen, denn sie waren schon früher da. Die Spuren dieser sekundären Unterarten würde man freilich bei den zahlreichen Mischungen, die seither stattfanden, heute vergeblich suchen, wenigstens bei der weissen und gelben Rasse; am ehesten noch bei der schwarzen, die sich jedenfalls verhältnismässig am reinsten erhalten hat. Bei ihr kann man sich noch durch den Augenschein von den ursprünglichen, also sekun-

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

dären Abweichungen innerhalb der Rasse überzeugen, Abweichungen, die wir bei der weissen und gelben Rasse nur auf Grund historischer Schlussfolgerungen wahrnehmen können. Aber selbst bei den Schwarzen finden wir zahlreiche Kreuzungen. Und diese Mischarten, welche bei den Weissen und Gelben heute wohl ausschliesslich vorhanden sind, nennen wir die Tertiärtypen.

Nun glaubt man ein Kriterium für die Reinheit einer Rasse in der mehr oder weniger grossen Ähnlichkeit der Rassenglieder mit einander gefunden zu haben. Je mehr Kreuzungen eine Rasse durchgemacht hat, desto grössere Verschiedenheit zeigen die einzelnen Individuen in Gesicht und Körperbau. Das ist vollkommen richtig, man muss sich aber vor Rückschlüssen hüten, die ein ganz falsches Ergebnis haben könnten. Diese körperliche Ähnlichkeit kann sich nämlich auch bei einem stark gemischten Volksstamm dann einstellen, wenn die verschiedenen Kreuzungselemente sich in einer langen Entwicklung bereits recht gründlich vermischt haben, sodass jedes Individuum genau dieselbe Blutmischung in sich trägt, wie sein Nachbar. Die Polynesier z. B., die aus einer Kreuzung zwischen Gelben und Schwarzen entstanden sind, zeigen heute bereits diese innere Rassenähnlichkeit, aus der man also nicht auf ihre Ungemischtheit, sondern nur auf die vollendete Ausgleichung ihrer Mischungselemente schliessen darf. Je näher sich nun die erzeugenden Abarten bereits gestanden haben, umso schneller wird jener Zustand der Ausgleichung eintreten und umgekehrt; wie ja erfahrungsmässig Kinder von Eltern verschiedenen Stammes entweder dem Vater oder der Mutter, aber kaum einander ähneln, während die gegenseitige Ähnlichkeit die Regel ist, wenn Vater und Mutter derselben Nation angehören.

Noch eines sei bemerkt: Nur wenn die Verschmelzung der Kreuzungselemente vollendet ist, geht daraus eine neue Eigenart hervor, welche wiederum zum Typus aller Nachkommen wird und so eine wirklich neue, tertiäre Unterart darstellt. Bevor aber dieser Zustand erreicht wird, herrscht in der Rasse Verwirrung und Unordnung, und sie entbehrt der Einheitlichkeit. Von dem reinen Tertiärzustand der weissen Rasse haben wir aus historischer Zeit nur spärliche Kenntnisse; er hat wohl nirgends langen Bestand gehabt. Denn der civilisatorische Trieb, der diese Rasse auszeichnete, drängte sie beständig zu neuen Mischungen mit andern Völkern. Und die Stämme der gelben und schwarzen Rasse,

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

welche etwa noch den Tertiärzustand darstellen, haben keine Geschichte: Es sind Wilde.

Aus den Tertiärrassen gehen wieder Quaternärrassen hervor. Sie entstammen der Verbindung zweier tertiärer Abarten der Sekundärtypen, wie die Polynesier der Mischung der gelben mit der schwarzen, und die Mulatten der Verbindung der weissen mit der schwarzen Rasse. Auch hier erzeugt die Mischung neue Merkmale neben den Zügen, welche an die Abstammung erinnern.

Von dem Augenblick an, wo eine Quaternärrasse abermals durch das Dazwischentreten eines neuen Typus verändert wird, bietet sich bald das erschreckende Schauspiel eines grässlichen Rassenwirrwarrs dar. Der eine hat das Haar des Negers, der andere den mongolischen Gesichtsschnitt; dieser die Augen des Germanen, jener den Wuchs des Semiten, und alle sind dabei verwandt. Man trifft sie inmitten der grossen civilisierten Nationen, in deren Haupt- und besonders Hafenstädten sie zu Hause sind. Lange Jahrhunderte würden nötig sein, um aus diesen ungeordneten Zeugungsprodukten wieder eine einheitliche Rasse mit besonderer Eigenart zu schaffen.

Nachdem Gobineau so die körperliche Verschiedenheit der Rassen an sich festgestellt hat, untersucht er, wie weit sich dieselbe auf die Schönheit und Kraft des Körperbaues erstreckt. Es ist einleuchtend, dass der Europäer an körperlicher Schönheit über allen anderen Menschen steht. Seine nächsten Verwandten, wie die entarteten Arier in Indien und Persien, sowie die mit hamitischem Blute am wenigsten durchsetzten semitischen Völker, stehen ihm auch an Schönheit am nächsten. Aber je mehr die Rassen sich von dem weissen Typus entfernen, desto weniger schön sind sie und erreichen schliesslich jenen ungewöhnlichen Grad von Hässlichkeit, der ein altes Erbteil der meisten Menschenzweige ist. Denn die von dem Encyklopädisten Helvetius von neuem vorgetragene Meinung, als sei die Schönheit nur ein relativer Begriff, ist längst widerlegt, am gründlichsten in Giobertis trefflicher Abhandlung „Del Bello“.

In derselben Weise giebt es auch eine Ungleichheit der Körperstärke, und wieder sind es die Europäer, die allen voranstehen. Doch muss man hier unterscheiden zwischen der reinen Muskelkraft, die in einem gegebenen Augenblick die höchste Spannkraft erreicht, und jener zähen Kraft, die im Widerstande und in

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

der Ausdauer zum Ausdruck kommt. Nur diese letztere Art erscheint typisch, und ihre grössere, in einem Volk vereinigte Summe, die sich als Arbeitskraft darstellt, verleiht kulturelle Überlegenheit.

Kapitel XIII.

Die Menschenrassen sind an geistiger Befähigung ungleich; die Menschheit ist nicht bis ins Unendliche vervollkommnungsfähig.

Um die Ungleichheit auch der geistigen Begabung der Rassen richtig zu beurteilen, will Gobineau, nachdem er die edelste Blüte dieser Begabung, die Civilisation, bereits gewürdigt hat, auch den denkbar tiefsten Zustand derselben ergründen und feststellen. Er teilt nicht den Standpunkt derjenigen Reisenden und Forscher, welche auf Grund zufälliger Eindrücke, die sie bei der ersten Zusammenkunft mit einem wilden Volksstamme hatten, oder aus dem Umstande, dass solche Wilde rohe Eidechsen essen oder Menschenfresser sind, den Schluss ziehen, dass dieselben geistig auf dem Standpunkt der Tiere, etwa des Affen stehen. Gobineau findet auch in der Seele des am tiefsten stehenden Wilden noch immer einen Funken jener göttlichen Flamme, die den Menschen weit über das Tier erhebt. Denn die stumpfsinnigste Menschenhorde ist religiösen Vorstellungen zugänglich und steht dadurch hoch über dem klügsten Tier. Ist nun die geistige Entwicklungsfähigkeit des Menschen unbegrenzt, und ist sie bei allen Rassen die gleiche? Auf beide Fragen antwortet Gobineau mit nein. Er weiss, dass er sich damit im Widerspruch befindet mit der landläufigen Empfindungsweise, welche sich mit dem Gedanken der unendlichen Entwicklungsfähigkeit des Menschengeistes schmeichelt und in der Bahn des seit Anbeginn wirkenden Menschengeistes eine aufsteigende Linie sieht, auf deren höchstem Punkt der Moderne steht. In allen Gebieten des Wissens, so versichert man, haben wir richtigere Ansichten als früher. Unsere Sitten seien im allgemeinen milde, und unsere Moral stehe höher

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

als die der Griechen und Römer. Ferner hätten wir im Punkte der politischen Freiheit Empfindungen und Überzeugungen, welche allein schon durch das Merkzeichen der Duldsamkeit unsere Überlegenheit darthun. Schwärmer und Theoretiker halten die Zeit nicht mehr für fern, wo in einem goldenen Zukunftsstaat allgemeine Glückseligkeit die Sterblichen vereine. Aber eine ernstere Prüfung der Geschichte richtet diese hochfahrenden Ansprüche. Gobineau geht unerbittlich mit ihnen ins Gericht. Im allgemeinen giebt er zu, dass die Summe unserer Erkenntnisse zugenommen hat und noch weiter zunehmen wird, aber scharf und deutlich hebt er die Grenzlinie hervor, über die hinaus keine Erkenntnis führt. Vor Überschätzung unserer modernen Geistesthätigkeit warnt er mit dem Hinweis, dass wir so Grosses nur erreichen konnten, weil wir auf dem weiter bauen durften, was der Geist der Vorfahren bereits erarbeitet hatte. Und dem zu kühnen Ausblick in das Unendliche menschlicher Erkenntnisse stellt er die nackte Thatsache entgegen, dass wir jenem Geheimnisvollen, dem der Menschengeist im Unendlichen entgegenstrebt, mit all unseren Entdeckungen noch um keinen Schritt näher gekommen sind. Selbst die Summe unserer wirklichen Kenntnisse soll uns nicht blenden, denn vieles finden wir nur wieder auf, was man schon früher wusste, und so manches, was früher bekannt war, wissen wir nicht mehr. So lassen sich unsere modernen Bauten nimmer mit jenen Denkmälern vergleichen, deren Reste uns in Ägypten, Indien, Griechenland und Amerika in Staunen setzen. Was ist unsere Kunst im Vergleich zu der in Athen, was sind unsere Gelehrten im Vergleich zu den alexandrinischen und indischen Denkern? Wo bleiben unsere Dichter neben Valmiki, Kalidasa, Homer und Pindar?

Im Grunde genommen haben wir nur anderes, nicht Höheres entdeckt als die Alten. Wir können uns keiner grossen Errungenschaften rühmen, die auch sie erstrebt, aber nicht erreicht hätten. Nur unsere Kritik ist unbestreitbar besser, als die unserer Altvordern. Aber Kritik ist kein positiver Zuwachs.

Was das politische Leben anbetrifft, so weist Gobineau nach, dass unsere ganzen konstitutionellen und demokratischen Bestrebungen nur ein Widerspiel sind von dem, was sich einst in Athen und Rom zutrug. Selbst die feinsten politischen Parteischattierungen unserer Tage zeigten sich schon im alten Rom, und auch der Socialismus hat seinen Vertreter gefunden in dem

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

gallischen Cäsar C. Junius Posthumus mit seinem Ausspruch: Dives et pauper, inimici! Belehrend für diese Vergleiche sind besonders die Briefe Ciceros, jenes gemässigten Torys, und die Komödien des Aristophanes. Die Sklaverei der Alten bedingt keinen wesentlichen Unterschied. Denn die Sklaven spielten in der damaligen Gesellschaft dieselbe Rolle wie unsere Proletarier. Die allgemeinen Menschenrechte wurden ebenso energisch gepredigt wie heute, und der Glaube an die Unübertroffenheit der griechisch-lateinischen Civilisation und ihre Entwicklungsfähigkeit ins Unendliche beherrschte die Gemüter der Alten in demselben Masse wie die unserigen. Und damals wie heute bildeten den Hauptbestandteil der Bevölkerung jene politisch Indifferenten, jene übersättigten Naturen, die sich mit den politischen Unruhen, so gut es ging, abfanden und nur Bewunderung hegten für die ihnen gebotenen, ihren Vätern unbekannten materiellen Genüsse. Endlich giebt es auch keine moderne politische Staatsform, die nicht ihr Vorbild bei andern Völkern fände.

Und nun unsere Sitten! Sie sollen milder sein als ehedem. Und dennoch herrscht das blutige Recht des Krieges ungeschwächt weiter! Der Glaube an den ewigen Weltfrieden, der vielfach als Errungenschaft der Neuzeit angesehen wird, ward schon von Seneka hochgehalten; bewährt hat er sich bis jetzt ebensowenig in alter wie in neuer Zeit. Auch kann man zugeben, dass wir reine und edle Grundsätze haben; aber die Ausführung entspricht ihnen nicht.

So wird denn die menschliche Vervollkommnungsfähigkeit in keinem wesentlichen Punkte durch den heutigen Zustand der Civilisation bewiesen. Der Mensch hat vielleicht vieles zugelernt, aber auch vieles vergessen. Er hat seinen Sinnen keinen neuen Sinn, seinen Gliedern kein neues Glied hinzugefügt, noch seinen Geist um eine Fähigkeit bereichert. Er schwebt nur augenblicklich an einer andern Stelle des Kreises, der ihm zur Bahn bestimmt ist.

Welches sind denn nun die grossen Erfindungen der Neuzeit, die Säulen unserer Civilisation? Da ist zunächst die Buchdruckerkunst. Aber sie ist nichts Wesentliches, sondern nur ein Mittel und kann in der Hand des Bösen ebensoviel Böses wirken, als Gutes in der Hand des Guten. Sie ist an sich also keine Gewähr für die günstige Entwicklung unserer Civilisation.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Und was das Schiesspulver anbelangt, so wird es eines weitläufigen Beweises nicht bedürfen, um festzustellen, dass es nicht unbedingt zur Rettung der menschlichen Gesellschaft erfunden ist; obgleich es wahrscheinlich weniger leicht in Vergessenheit geraten wird als die Buchdruckerkunst.

Die Dampfkraft endlich und alle grossen industriellen Entdeckungen sind gleichfalls nichts anderes als grossartige Mittel. Ihre praktische Verwertung kann noch lange als Routine fortbestehen, wenn die geistige Bewegung, welche sie hervorgebracht hat, für immer zum Stillstand gekommen und das theoretische Geheimnis längst verloren gegangen ist. Auch sei daran erinnert, dass das materielle Wohlbefinden immer nur als ein äusserliches Anhängsel der Civilisation gelten darf.

Alle civilisierten Völker, die vor uns lebten, haben, wie wir, geglaubt, sich durch ihre unvergesslichen Entdeckungen an dem Fels der Zeit festgeklammert zu haben. Alle haben an die Unsterblichkeit ihrer Werke geglaubt, auch jene Inkas in Peru, deren Prachtstrassen noch heute bestehen. Sie hatten ihre Wissenschaften, ihre Maschinen, deren Arbeiten wir bewundern, ohne ihr Geheimnis zu erraten. Auch sie verstanden, ungeheure Lasten fortzubewegen, um wahrhaft cyklopische Festungsmauern aufzuführen. Wir wissen nichts von den Mitteln, mit denen ihre Ingeniöre so gewaltige Aufgaben lösen konnten. Und doch hat ein Flügelschlag der Zeit genügt, um ihre ganze Civilisation über den Haufen zu werfen.

Verwechseln wir also nicht die Ergebnisse einer Civilisation mit ihren Ursachen. Die Ursachen schwinden, und ihre Ergebnisse geraten in Vergessenheit, wenn eben der Geist verschwindet, der sie entstehen liess. Nur bisweilen bemächtigt sich ihrer ein anderer, neuer Geist, der sich ihrer annimmt und ihnen oft eine andere Richtung giebt, als sie vorher hatten. Die menschliche Erkenntnis flackert beständig hin und her, eilt von einem Punkt zum andern, besitzt keine Allgegenwart, überschätzt den Wert dessen, was sie gerade festhält, und vergisst, was sie los lässt. Fest gekettet in dem Kreise, den niemals zu überschreiten sie verurteilt ist, kann sie immer nur einen Teil ihres Gebietes befruchten, indem sie einen anderen dafür brach liegen lässt, und steht so immer zugleich höher und tiefer als in früheren Zeitabschnitten. Die Menschheit schreitet also niemals über sich hinaus und ist nicht in das Unendliche vervollkommnungsfähig.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Kapitel XIV.

Fortsetzung des Beweises von der geistigen Ungleichheit der Rassen. Die verschiedenen Civilisationen stossen sich gegenseitig ab. Gemischte Rassen haben auch gemischte Civilisationen.

Wenn die Menschenrassen untereinander gleich wären, so würde die Erdfläche einen von gleichmässiger Kultur prächtig belebten Anblick gewähren. Zu derselben Zeit, wo die alten Sanskritvölker mit den Waffen der Religion und des Schwertes das nördliche Indien mit Saatfeldern, Städten, Palästen und Tempeln bedeckten, wo das erste assyrische Reich die Gefilde des Euphrat und Tigris mit prächtigen Bauwerken schmückte, hätte an der afrikanischen Küste bei den Negerstämmen mit prognathem Gesichtstypus ein Kulturstaat entstehen müssen, gleich klug in seinen Einrichtungen wie mächtig in seinen Erfolgen. Die in sich einheitliche Menschheit hätte der Erde in gleichmässiger Weise ihren Adel aufgeprägt, hätte überall gleiche Gesellschaften gegründet, und bald hätten alle Völker der Erde, in völliger Harmonie ihrer Anschauungen und Bedürfnisse, jene enge Berührung gesucht und gefunden, die für den Fortschritt der Civilisation so unerlässlich und so segensreich ist.

Wohl hätten gewisse Stämme, welche durch einen unglücklichen Zufall in ein unfruchtbares Klima verschlagen wären, härter und länger kämpfen müssen als die andern. Aber kraft der ihnen innewohnenden geistigen Macht hätten sie schliesslich, wie die Dänen, Norweger und Isländer, die rauhen Schwierigkeiten des Nordens überwunden, in Gebirgsländern hätten sie wie die Schweizer als Hirten die Vorteile ihres Bodens ausgenutzt, oder wie die Bewohner von Kaschmir im Gewerbe Ersatz gesucht für das, was der Boden ihnen versagte. Und wäre im alten Vaterlande ein gedeihliches Fortkommen garnicht möglich gewesen, so würden sie sich eben ein anderes, fruchtbares Plätzchen gesucht haben; denn die Welt war gross. Dann hätten alle Völker auf Erden, im gleichen Besitze aller geistigen und materiellen Güter, trotz vorübergehender Feindschaften, Bürgerkriege und Aufstände, der unvermeidlichen Störer des Menschenglücks, schliesslich ein Gleichgewicht ihrer Interessen herstellen können. Und damit

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

wäre der Traum des grossen Weltenbundes, des ewigen Friedens seiner Verwirklichung entgegengeführt worden; d. h. wenn wirklich alle Rassen nach Art und Stärke gleiche Fähigkeit besässen.

So aber blieb es nur ein Traum! Die kulturfähigen Völker haben zwar von jeher die minderwertigen unterworfen, doch niemals gelang es ihnen, sie durch blosses Beispiel für die Kultur zu gewinnen. Wo der innere Antrieb fehlte, versagte jeder Antrieb von aussen. Spanien und Gallien sahen hintereinander die Phönizier, Griechen und Karthager blühende Kolonien an ihren Küsten errichten: Sie blieben unberührt von ihrer Kultur! Und erst, als die Römer ihr Civilisationswerk durch zahlreiche Militärkolonien unterstützten, da wirkte Blutmischung, was blosses Beispiel nicht erreichen konnte.

Die Indianer in Nordamerika sehen und fühlen die Überlegenheit der europäischen Kultur. Sie machen sich keine Hoffnung, jemals wieder Herren in ihrem Lande zu werden. Dabei bemühen sich die Europäer, die Rothäute für ihre Civilisation zu gewinnen: Vergeblich! Trotz der zu Tage liegenden Vorteile weisen diese jede Gemeinschaft zurück. Das Blut schreit dagegen, und so wollen sie lieber sterben! Die Spanier in Südamerika kümmern sich weniger um die Eingeborenen. So leben sie dort ziemlich unbelästigt weiter.

Aber nicht nur die Wilden sind der Civilisation unzugänglich. Wir erleben dasselbe Schauspiel bei den schon etwas aufgeklärteren Bevölkerungen von Algier, Indien und Batavia (Java); gewiss ein schlagender Beweis für die völlige Verschiedenheit der Rassen!

Erscheint nun der Zustand der Barbarei bei gewissen Völkern als unabänderlich, so dürfte man doch schwanken, ob man ihn stets und unter allen Umständen für ursprünglich zu halten habe. Es giebt nämlich vollkommen verwilderte Stämme, die aber bei bestimmten Gebräuchen des privaten oder öffentlichen Lebens Formen anwenden, die heute sinnlos erscheinen, die aber auf einen ursprünglichen höheren Gedankenkreis hinweisen. Das gilt z. B. von jenen Rothäuten, deren Vorfahren, wie man annimmt, einst die Niederlassungen der Urbewohner der Alleghanys geschaut haben. Ähnliches kann man bei den Eingeborenen der Marianneninseln beobachten. Ein derartiger Zustand kann entstehen, wenn ein Volk von der Schaffenskraft eines verwandten Stammes erfasst wird, sich vor ihm beugt und gewisse Handhabungen von

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

ihm annimmt. Wenn dann der herrschende Stamm entweder vertrieben oder von dem an Zahl bei weitem überlegenen minderwertigen Stamme allmählich mit seinem Blute aufgesaugt wird, so hält eben der letztere gewisse, ihm an sich fremde Errungenschaften fest. Das kann aber nur zwischen blutsverwandten Völkern vorkommen. So verhielten sich z. B. die Assyrer gegenüber den chaldäischen Schöpfungen, sowie die Kelten, Iberer und Illyrier zu den römischen Ideen. Wenn demnach die Cherokesen und andere ihnen verwandte Indianerstämme noch einen Hauch vom Geiste der Alleghany-Bewohner verraten, so schliesst Gobineau daraus nicht, dass sie direkte und reine Nachkommen dieser schöpferischen Rasse sind; denn sonst müsste er zugeben, dass eine civilisierbare Rasse diese Eigenschaft verlieren könnte. Sondern sie hängen nur sehr indirekt und weitläufig mit der alten, herrschenden Rasse zusammen. Andernfalls könnten die Cherokesen nicht in den Zustand der Wildheit zurückgefallen sein.

Die Bewohner der Karolinen, welche sich durch ihre Webekunst und andere Fertigkeiten vor den übrigen Polynesiern auszeichnen, verdanken diese Vorzüge lediglich der Beimischung malayischen Blutes, das sie in ihren Adern haben.

Wenn man also bei einem wilden Volke Spuren von Civilisation findet, so beweist das nicht, dass das Volk jemals civilisiert war. Es hat vielmehr unter der Herrschaft, oder auch nur in der Nachbarschaft eines verwandten, geistig überlegenen Stammes gelebt und von ihm gewisse Äusserlichkeiten gelernt. Demnach stellt Gobineau folgende Behauptungen auf:

Erstens: Die heute wilden Stämme sind immer wild gewesen und werden es immer sein.

Zweitens: Damit ein wilder Stamm überhaupt in einem civilisierten Umkreis leben könne, muss der edlere Stamm mit ihm verwandt sein.

Drittens: Dasselbe Verhältnis ist nötig, wenn verschiedene Civilisationen sich kräftig ~~einander~~ beeinflussen oder andere, aus ihren Elementen zusammengesetzte Civilisationen hervorbringen sollen.

Viertens: Zwei Civilisationen, die aus völlig fremden Rassen hervorgegangen sind, können sich nur an der Oberfläche berühren, durchdringen einander nie, sondern schliessen sich immer aus.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Letzteren Satz rechtfertigt Gobineau, indem er zunächst die griechische und persische Civilisationen, die soviel äussere Berührungspunkte hatten, in ihrer einander ausschliessenden Wirkung gegenüberstellt. Allerdings bildete sich in der Diadochenzeit ein Mittelding asiatisch-hellenistischer Kultur heraus, welches an der asiatischen Küste und bei den hellenisierenden Bewohnern Ägyptens die Norm bildete. Aber in jenen Ländern wohnte eben eine Mischbevölkerung aus griechischen, syrischen und arabischen Bestandteilen, deren Kultur natürlich gleichfalls ein Kompromiss darstellte. Da, wo die Rassen getrennt blieben, gab es keinen Ausgleich; jedes Land bewahrte die Sitten seines Stammes.

Daher war auch, bis in die letzten Tage des römischen Reiches, die im Orient herrschende Mischlingscivilisation mehr asiatisch als griechisch geworden, weil die Masse eben mehr asiatisches als griechisches Blut hatte. Allerdings that sich diese Bildung etwas auf hellenistische Formen zu gute, aber der Kern der ganzen alexandrinischen Schule wie der syrischen Rechtsgelehrsamkeit war überwiegend oriental.

Eine eingehende Würdigung lässt Gobineau darauf der von den Muhammedanern bis nach Spanien verbreiteten arabischen Civilisation zu teil werden. Sie ist im Grunde nichts anderes, als die griechisch-syrische Civilisation, nur verjüngt und neu belebt durch einen frischeren, wenn auch beschränkten Geist. Sie konnte da Boden fassen, wo sie griechisch-asiatische Blutmischung vorfand, versagte aber gänzlich gegenüber der abendländischen Bevölkerung, obgleich es sich viele vornehme Christen nicht nehmen liessen, ihre Söhne in Cordova studieren zu lassen. Auch hier zeigte sich, dass Civilisationen fremder Völkergruppen sich niemals vermischen, ausser durch Vermittlung des Blutes.

Der Europäer wird niemals den Neger civilisieren und kann dem Mulatten nur ein Bruchstück seiner Fähigkeiten übertragen. Mischt sich der Mulatte noch einmal mit weissem Blut, so entsteht ein Mischlingsprodukt, das zwar der weissen Rasse wieder etwas näher steht, aber noch lange nicht mit ihr zusammenfällt. Auch das beweist die Ungleichheit der geistigen Befähigung der Rassen. Um etwaigen Einwänden zu begegnen, hebt Gobineau hervor, dass er hierbei nicht an den sittlichen und geistigen Wert der Einzelpersönlichkeiten denkt. Besonders in betreff der sittlichen Befähigung betont er ausdrücklich, dass alle wilden Stämme an dem Segen des Christentums teilzunehmen

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

berufen und befähigt sind. In intellektueller Beziehung hütet er sich wohl, zu sagen, dass jeder Neger dumm sei, schon darum, weil der Widersinn der umgekehrten Behauptung, dass jeder Europäer intelligent sei, zu sehr in die Augen springt. Er giebt gern zu, dass einige Negerhäuptlinge mit weiterem Gesichtskreis und schärferem Verstande begabt sind, als viele unserer Bauern und selbst Bürger mit Durchschnittsbildung. Was er sagt, bezieht sich eben nicht auf einzelne Individuen, sondern auf die Massen.

So erscheint denn die ganze Menschheit eingeteilt in eine Reihe von Gruppen, geordnet nach dem Höhengrad der Intelligenz. Ihre Zusammengehörigkeit und Einheit beruht auf zwei Thatsachen: Erstens auf der annähernden Ähnlichkeit der hauptsächlichen körperlichen Merkmale, und zweitens auf der gemeinsamen Fähigkeit, Empfindungen und Gedanken durch Modulationen der Stimme zum Ausdruck zu bringen. Die erstere Thatsache ist bereits Gegenstand ausführlicher Erörterungen gewesen. Die zweite soll Anlass zu der Untersuchung geben, in welchem Verhältnis die innere Kraft eines Volkes zum Wert seiner Sprache steht.

Kapitel XV.

Die Sprachen, einander ungleich, stehen in vollkommener Übereinstimmung mit dem grösseren oder geringeren Werte der Rassen.

Wenn man sich ein Volk denken wollte, das geistig auf der niedrigsten Stufe stände, daneben aber eine ungewöhnliche Begabung für Sprachbildung zeigte, so würde man sich erstaunt fragen: Wozu die Gabe, die dem Volke bei seinem geistigen Tiefstand ja zu nichts nutze ist? Man würde darin eine widersinnige Laune der Natur erkennen. Und doch könnte es auf den ersten Blick scheinen, als ob die Natur solchen Launen nachgebe. Denn betrachten wir nur die Sprachen der jetzt lebenden Völker Europas, so sind sie unzweifelhaft ungleich an Wert und Schönheit, aber die schönsten gehören durchaus nicht immer den am meisten vorgeschrittenen Völkern an. Vergleicht man ausserdem die

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

lebenden Sprachen mit denen, die einst eine Bedeutung als Weltsprache erlangten, so stehen die modernen Sprachen ausnahmslos an Wert zurück. Und man sieht andererseits ganze Gruppen von Nationen, welche mit ihrer Kultur bedenklich im Rückstand geblieben sind, dennoch im Besitze wertvoller Sprachen. Glücklicherweise ergiebt sich bei näherem Zusehn, dass diese Verschiedenheit der Sprachen, im historischen Licht betrachtet, dennoch vollkommen in Übereinstimmung steht mit der Lehre von der Verschiedenheit der Rassen.

Die ersten Sprachforscher begingen einen doppelten Irrtum: Erstens nahmen sie fälschlich an, dass, wie die Menschen selbst nach der Lehre der Unitarier, so auch die Sprachen auf einen einheitlichen Ursprung zurückgingen. Zweitens schrieben sie die Erfindung der Sprache dem blossen Einflusse der materiellen Bedürfnisse zu. Hinsichtlich des ersten Punktes ist gar kein Zweifel erlaubt! Die altaische, arische und semitische Sprachenfamilien entspringen völlig ungleichen Quellen. Wortschatz, Stimm- und Satzbildung, Deklination und Konjugation weichen ganz von einander ab. Der Mensch an sich, der absolute Mensch, den sich der Philosoph konstruiert, um den Ursprung der Sprache an ihm zu studieren, ist eben ein Nonsens. Gobineau will allenfalls einen finnischen, arischen und semitischen Urmenschen anerkennen, wobei er in der glücklichen Lage ist, für diese Auffassung des Sprachenursprungs sich auf keinen Geringeren als W. v. Humboldt berufen zu können.

Der zweite Grundsatz jener Sprachforscher ist nicht minder falsch. Danach hätte die Sprache sich nur im Verhältnis der materiellen Bedürfnisse, im Drange der körperlichen Not entwickelt. Wäre das richtig, so müssten die Sprachen der männlichen Rassen gehaltvoller, bündiger und reicher sein als die der weiblichen, und da die materiellen Bedürfnisse sich auf sinnfällige Gegenstände und Thaten beziehen, so würde die Lexikologie die Hauptsache bei den Sprachen sein. Grammatik und Syntax wären nie über die elementarsten Verbindungen hinausgekommen. Eine Verkettung mehr oder weniger gut verbundener Laute genügt noch immer, um ein materielles Bedürfnis auszudrücken, und eine passende Geste kann das, was unklar bleibt, leicht ergänzen, wie das die Chinesen sehr wohl verstehen. Dagegen würden Wohllaut, Ebenmass und Rhythmus unentwickelt geblieben sein in einer Sprache, die nur praktischen Bedürfnissen genügen will. Eine solche Sprache

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

wäre dann ein gedankenloses, zufälliges Gemengsel gleichgiltig angewandter Laute geworden.

Dagegen zeigt Gobineau in einer ausführlichen Besprechung, dass selbst das Chinesische, welches von allen Kultursprachen am meisten diejenigen Fehler aufweist, die aus der Bevorzugung rein materieller Rücksichten hervorgehen, dennoch auch durch eine hinreichende Pflege des Wohllautes und der Harmonie verschönt ist. Daraus folgt, dass nicht ausschliesslich praktische Bedürfnisse über der Wiege der Sprachen geschwebt, sondern dass gerade die herrlichsten Fähigkeiten des Menschen, wie Schönheitssinn und Logik, als Pathen dabei gestanden haben.

Und wieder ist es Humboldt, der mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn bemerkt hat, dass die Sprache kein Werkzeug in der Hand der Menschen ist, welches sie willkürlich abändern können. Auf das engste verknüpft mit ihrem Geisteszustand steht sie über ihren Launen. Die willkürliche Änderung oder die Erfindung einer neuen Sprache ist noch keinem Volke gelungen, wenn es auch an Versuchen der Art nicht gefehlt hat. Wo scheinbare Resultate erreicht sind, da zeigt es sich stets, dass das Wichtigste, wie Grammatik und Syntax, einer lebendigen Sprache entlehnt sind. So gelangt denn Gobineau über das Wesen der Sprache zu derselben Auffassung, die schon Karl Otfried Müller in seinen „Etruskern“ entwickelt hatte, wonach die Sprache nur der genaueste Ausdruck der geistigen Art einer Rasse ist und schon von ihrer ersten Offenbarung an im Keime die notwendigen Mittel besessen hat, um die mannigfaltigen Züge dieses Geistes auf seinen verschiedenen Stufen wiederzuspiegeln. So sahen wir, wie die chinesische Sprache dem eigenartigen Geiste dieses Volkes entsprach. Die üppige Fülle philosophischer und theologischer*) Ausdrücke im Sanskrit, wie auch dessen reiches, schönes Ebenmass steht wiederum in Übereinstimmung mit der Eigenart der Sanskritvölker. Damit vergleichbar ist das Griechische, während in den semitischen Sprachen der Mangel an Präzision zum Wesen dieser Familien stimmt.

Doch gehen wir über auf die Entstehung der neueren Sprachen. Sobald eine Mischung von Völkern stattgefunden hat, erleiden auch ihre Sprachen unvermeidlich eine Umwälzung. Sie

*) Gobienau schreibt „ethnologiques“.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

ändern sich und schwinden nach kurzer Zeit. Die neue Mundart aber, die sie ersetzt, ist ein Kompromiss zwischen den verschwundenen Typen, so dass jede Rasse einen grösseren oder kleineren Anteil dazu beiträgt, je nach der Grösse ihrer Blutbeteiligung an der entstehenden Gesellschaft. Diese Wahrheit hatte schon Kämpfer um das Jahr 1700, also vor der Begründung der eigentlichen Sprachwissenschaft, erkannt. Bei unseren abendländischen Bevölkerungen haben, seit dem 13. Jahrhundert, die germanischen Mundarten nicht vor dem Lateinischen, sondern dem Romanischen weichen müssen, in dem Masse wie die gallisch-römische Macht sich von neuem erhob. Das Keltische dagegen war der Civilisation Italiens keineswegs erlegen, da wo es sich vor seiner Kolonisation gerettet hatte. Und so trug es schliesslich, dank der grossen Zahl derer, die es noch sprachen, mehr als einen halben Sieg davon. Denn es hatte, als die Verschmelzung der Kelten, Römer und Normannen vollzogen war, der neuen Sprache seine Syntax aufgeprägt, hatte die rauhen Spracheigenheiten des Germanischen und den lebhaften Wohlklang Italiens gedämpft und dem ziemlich matten Tonfall, den es selbst besass, zum Siege verholfen. Die Ursachen, welche das moderne Deutsch der klangvollen, im Ulfilas erhaltenen Formen des Gothischen beraubt haben, sind nach Gobineau ebenfalls einer starken keltischen Beimischung zum Germanischen zuzuschreiben. Also jede Beimischung einer fremden Sprache wird mindestens den Wortschatz, dann aber, je nach der völkischen Kraft, die sie darstellt, auch die Klangfarbe und endlich die Grammatik der Ursprache beeinflussen, so dass die Sprache als eines der zartesten und gebrechlichsten Organe der völkischen Individualität erscheint. Selbst eine edle und fein gebildete Sprache kann durch ihre Verbindung mit einer geringwertigen Mundart in einen Zustand der Barbarei zurücksinken. So erging es dem Walachischen und Rhätischen, dem Kawi und dem Birmanischen. Die beiden letzteren Sprachen tragen nämlich Sanskritbestandteile in sich und gelten trotz dieser vornehmen Verwandtschaft heute doch für minderwertig gegenüber dem Delawarischen. Im Schlepptau der indischen Kultur haben sie nämlich einen gewissen äusseren Schliff angenommen, der aber doch den wertvolleren Kern der Delawarensprache nicht aufwiegt.

Wir haben schon früher gesehen, dass menschliche Civilisationen sich in doppelter Richtung, als männliche oder weibliche,

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

zu entwickeln pflegen. Während wir Europäer uns durch einen praktischen Geist, durch Kritik und Gelehrsamkeit auszeichnen, war bei den alten Hindus und den Griechen der poetische und philosophische Sinn höher entwickelt. Sind wir mit grösserer Thatkraft ausgestattet, so müssen wir dafür im Gebiete des Schönen zurückstehen. Und so bemerken wir auch, dass dieses Verhältnis zwischen den verschiedenen Stämmen sich in ihren Sprachen getreulich widerspiegelt und dass daher ihre Vergleichung besonders wertvoll ist, um die rein ästhetische Veranlagung gewisser Völker zu prüfen.

Einen eigentümlichen Widerspruch gegen obiges Gesetz will W. v. Humboldt („Über die Kawisprache") in dem Verhältnis der Inkas in Peru zu den Azteken in Mexiko entdecken. Die höhere Civilisation weist er nämlich den Inkas zu, während die Azteken die vollendetere Sprache besitzen sollen. Überaus fesselnd ist es, wie Gobineau diesen Widerspruch, der Humboldt unlöslich schien, beseitigt, indem er nachweist, dass seine Ursache in Humboldts ungenauer Definition des Begriffes der Civilisation zu suchen sei. Bei Anwendung der Gobineau'schen Definition schwindet jeder Widerspruch, denn nach ihr ist die Kultur der Azteken ihrer Sprache entsprechend höher einzuschätzen als die der friedlicheren Inkas.

Auf dieser Übereinstimmung zwischen Sprach- und Rassenwert beruht die moderne Sprachwissenschaft, insofern sie nicht bloss die Abstammung, sondern auch die Qualität der Rassen festzustellen sucht. Doch bedenke man, dass an der Entwicklung der einzelnen Völker und Sprachen, die uns geschichtlich bekannt sind, so viele und mannigfaltige Zufälligkeiten mitgewirkt haben, dass für die reine Sprachvergleichung, wenn sie fehlende Geschichtskenntnis auf eigene Hand ergänzen will, die Gefahr der Irrtümer und Fehlschlüsse sehr gross wird. Wie viele Völker haben nicht die Sprache ihrer Besieger angenommen, wenn sie der neuen Sprache auch etwas von ihrem Geiste einzuflössen verstanden? Dahin gehören die Völker Westasiens, welche nach Alexander dem Grossen die griechische Sprache annahmen, dahin auch die Gallier. Andere, wie die Basken, die Berber des Atlas und die Ekhili Südarabiens, halten mit grösster Hartnäckigkeit die Sprache ihrer Väter fest, wie sie in grauer Vorzeit gesprochen wurde, während die Juden z. B. seit der ältesten Zeit die grösste Gleichgiltigkeit gegen ihre Sprache zeigten und sie

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

wechselten, wie man die Kleider wechselt. Abraham, der mit seinem Vater Thara aus Ur in Chaldäa kam, hatte sicherlich dort nicht die kanaanäische Sprache gelernt, welche die Volkssprache der Kinder Israels wurde. Nach der Rückkehr aus dem Exil hatten die Scharen Serubabels die Glut ihrer Vaterlandsliebe bewahrt: Ihre Sprache hatten sie an den Flussufern Babylons vergessen, in kaum 70 Jahren! In dem neu aufgebauten Jerusalem sprach die Menge ein aramäisches oder chaldäisches Kauderwelsch, vielleicht durchsetzt mit der alten Mundart ihrer Väter, und zur Zeit Christi leistete diese Sprache einem neu eindringenden griechischen Patois nur noch mühsamen Widerstand. Nach der Zerstörung Jerusalems galt die fälschlich hebräisch, richtiger kanaanäisch genannte Sprache hinfort als national, wenn auch nur von den Priestern beherrscht. Für den Verkehr des täglichen Lebens bedienten sich die Juden der Sprache der Länder, in denen sie wohnten. So bieten die Juden einen sprechenden Beweis für die Wahrheit der Behauptung, dass man nicht immer auf den ersten Blick eine Übereinstimmung zwischen einer Rasse und der Sprache, die sie spricht, voraussetzen darf; denn diese Sprache gehört ihr möglicherweise nicht ursprünglich an.

Nächst den Juden wären die Zigeuner in dieser Hinsicht zu erwähnen. Aber immerhin sind das nur Ausnahmen, welche die Gelehrten der Sprachvergleichung zur Vorsicht mahnen. Im allgemeinen bleibt doch als Wahrheit bestehen, dass die Sprachen dem Geiste des Volkes gleichen, welches sie schuf, und dass sie sich in dem Masse wandeln, wie sich das Blut des Volkes wandelt; dass ferner die Rolle, welche sie bei der Entstehung der von ihnen abgeleiteten Sprachen spielen, der zahlenmässigen Stärke der Rasse entspricht, mit welcher sie in die neue Mischung hineingelangen, kurz, dass in der Regel kein Volk eine Sprache besitzen kann, die wertvoller ist, als das Volk selbst.

Gobineau erscheint dieses Ergebnis zu wichtig, um es nicht noch durch ein anderes Beispiel zu erhärten. Er hat oben nachgewiesen, dass in den europäischen Staaten mit gemischter Bevölkerung nicht die ganze Masse von derselben Civilisation durchdrungen sei, so in Frankreich beispielsweise nur 10 von 36 Millionen Einwohnern, und hat daran sogar die Behauptung geknüpft, dass in den übrigen europäischen Staaten, mit Ausnahme von England, das Verhältnis noch ungünstiger wäre. Er will nun auch bei dieser Untersuchung Frankreich als Durchschnitts-

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

land prüfen, um festzustellen, dass der ungleiche völkische Wertstand dieses Landes sich decke mit den verschiedenen Eigenschaften seiner Mundarten.

Wieder überaus fesselnd und belehrend ist die Art, wie Gobineau die beiden Hauptzweige der französischen Sprache, das eigentlich Romanische oder die langue d'oc einerseits und die langue d'oïl andererseits sich vor unsern Augen entwickeln lässt. Wohl erkennt er die geschmeidige, feine, geistreiche und etwas spöttische Sprache der Südfranzosen an. Sie hat Glanz, aber keine Tiefe; Flitter, aber kein Gold; sie hat in all' den Minen, aus denen sie Reichtum ziehen konnte, immer nur an der Oberfläche kümmerliche Lese gehalten. So war einst die romanische Sprache, und so findet man sie noch heute. Sie ist hübsch, nicht schön, und man braucht sie nur näher zu prüfen, um zu sehen, wie wenig sie für den Dienst einer grossen Civilisation geeignet ist. Sie entspricht aber ganz dem Wesen der Südfranzosen, welche mit Vorliebe an Vergnügungen und an glänzendem Scheine hängen.

Wie schwillt unserem Normannen dagegen das Herz, wenn er von der schönen und kräftigen Nordsprache redet, welche als langue d'oïl im Anfang des 13. Jahrhunderts in Blüte stand, um bald infolge politischer Umwälzungen zu zerfallen! Sie stand einst dem Germanischen nahe, sie besass, wie das Sanskrit, das Griechische und das Deutsche, die allerdings beschränkte Fähigkeit, zusammengesetzte Wörter zu bilden und die Substantiva durch Affixe zu flektieren, und zeigte infolgedessen eine Leichtigkeit in der Wortstellung, die im späteren Französisch ganz verloren ging. Mit dieser Nordsprache konnte Littré den gelungenen Versuch machen, vom ersten Gesange der homerischen Ilias eine wörtliche Übersetzung zu geben, was mit dem heutigen Französisch unmöglich ist. Diese Sprache fand auch den richtigen Ausdruck für politische Freiheit und Würde, und ihre Litteratur sammelte nicht Launen des Geistes und des Herzens, sondern die Denkmäler der nationalen Geschichte. In ihrer Vorliebe für letztere und überhaupt für das Nützliche haben die Dichter ebenso wie die Sammler dieser Poesien freilich die Schönheit der äusseren Form vielleicht etwas vernachlässigt. Jedenfalls stehen auch hier, was für unsere Frage die Hauptsache ist, die Rasse, ihre Sprache und Litteratur in vollkommener Übereinstimmung miteinander, wie

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

sie andererseits einen schroffen Gegensatz zum Volk und zur Sprache der Südfranzosen bilden.

Und diese edle normännische Sprache, welche die Anlagen zu noch grösserer Vervollkommnung in sich trug, geriet schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Verfall. Im 15. Jahrhundert war es nur noch ein Patois, dessen germanische Elemente fast ganz verschwunden waren. Was von diesem vergeudeten Schatz noch übrig war, erschien fortan inmitten der überwiegenden Fortschritte des Keltischen und Lateinischen als Regelwidrigkeit, die man als Barbarei zu beseitigen trachtete. Aber in gleichem Schritt mit dieser Entwicklung hatte auch das germanische Volkselement, weit weniger reichlich als der gallische Untergrund und die römische Beimischung, allmählich seinen festen Bestand im Blut der Bevölkerung verloren.

Dann kam die Wiederaufnahme der klassischen Studien im 16. Jahrhundert, wo man die zerrüttete Sprache mit Hilfe der alten Sprachen zu vervollkommnen strebte. Vergebliches Bemühen! Die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts zeigten mehr Verständnis, indem sie es aufgaben, die natürliche Entwicklung der Sprache zu meistern, und sich begnügten, sie in ihrem eigenen Geiste und in den Formen, welche dem vorherrschenden keltischen Stamme am natürlichsten waren, bessernd zu entwickeln. So beruhen auch die noch heute bestehenden Dialekte auf Abweichungen in der Blutmischung der betreffenden Provinzen. Der pikardische Dialekt, verwandt mit dem flamändischen, ist reichlich mit germanischen Elementen durchsetzt. In den zwischen Seine und Loire heimischen Mundarten überwiegt der keltische Einfluss, ja im Burgundischen, im Waadtland und in Savoyen zeigt sogar die Lexikologie noch Spuren des Keltischen, die sich im Französischen, mit seinem volkslateinischen Wortbestand, nicht finden.

Was hier von der französischen Sprache gesagt ist, gilt auch von den anderen europäischen Sprachen. Ihre Veränderung ist nicht, wie man gemeinhin sagt, das Werk der Jahrhunderte. Wäre das richtig, so müsste das Ekhili, das Berberische, das Baskische und auch das Niederbretonische in ihrer alten Form längst verschwunden sein; und sie leben noch seit Anbeginn unverändert fort. Umgestaltungen der Sprachen vollziehen sich demnach ganz augenscheinlich nur durch parallele Umgestaltungen der Rassen.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

So lässt sich denn mit vollem Recht behaupten, dass die Sprachvergleichung alle Beobachtungen der Naturwissenschaft und der Geschichte in Bezug auf die Rassen bestätigen muss. Doch sind ihre Feststellungen für sich allein so zarter und feiner Natur, dass man sich nicht immer bedingungslos darauf stützen darf, um einen sicheren Schluss zu ziehen. Diese Vorsicht ist aber nur geboten, wenn es sich um einen einzelnen Zweig eines grossen Stammes handelt. Ein Zweig kann nämlich wohl seine Sprache tauschen, wie die Juden es mehrmals thaten, aber die Gesamtheit der semitischen Stämme wird ihre angeborenen Mundarten niemals preisgeben und deshalb der Sprachvergleichung einen Boden für ziemlich sichere Schlüsse gewähren. Es empfiehlt sich also für die Ethnologen, die Beihilfe der Sprachwissenschaft dankbar anzunehmen.

Als Gesamtergebnis seiner Betrachtungen über Sprachen und Rassen stellt Gobineau demnach den allgemeinen Grundsatz auf: Die Rangordnung der Sprachen entspricht der Rangordnung der Rassen.

Kapitel XVI.

Rückblick; bezeichnende Merkmale der drei grossen Rassen im Verhältnis zu einander; Überlegenheit der weissen Rasse und in ihr wieder der arischen Familie.

Fassen wir zum Schluss den Gang der bisherigen Untersuchung noch einmal kurz zusammen. Nachdem Gobineau zuerst den Gattungsbegriff des Menschen in seinen Beziehungen zu den übrigen Tierarten festgestellt hatte, ging er daran, unter den Menschen drei deutlich getrennte Rassen rein anatomisch zu unterscheiden, die weisse, die gelbe und die schwarze. Die unterste Stufe von den dreien nimmt die schwarze Rasse ein. Die Form ihres Beckens bringt sie den Tieren ziemlich nahe, wie sie auch geistig sich niemals über eine gewisse Beschränktheit erhebt. Dennoch ist ihr Abstand von der Tierwelt immerhin noch so gross, dass eine körperliche und geistige Angliederung

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

an dieselbe unmöglich ist. Das Denkvermögen des Negers ist mittelmässig, dagegen ist er heftig im Begehren und Wollen. Von seinen Sinnen zeigen Geschmack und Geruch eine oft erstaunliche Entwicklung, wie sie den andern Rassen fehlt. Aber gerade in der Gierigkeit seiner Sinne liegt das sprechendste Merkzeichen seiner Minderwertigkeit. Alle Nahrungsmittel sind ihm recht, keines erfüllt ihn mit Widerwillen. Ebenso steht es mit den Gerüchen. Damit verbindet sich eine Unbeständigkeit der Laune und eine Unsicherheit der Gefühle, die für ihn den Begriff der Tugend wie des Lasters aufhebt. So schnell wie ein Begehren und ein Gefühl in ihm aufflammt, so schnell ist es verschwunden und vergessen. Endlich giebt er gleich wenig auf sein eigenes Leben wie auf ein fremdes. Er tötet gern, bloss um zu töten, und angesichts eines ihm bevorstehenden Leidens flüchtet er aus Feigheit oder infolge einer schaudervollen Unempfindlichkeit in den Tod.

Die gelbe Rasse bildet das reine Gegenteil dazu; zunächst durch den Bau des Schädels, der, im Gegensatz zum Neger, geradezu nach vorn strebt. Die Stirn, breit, knochig, oft vorspringend und nach oben mächtig entwickelt, lastet auf einem dreieckigen Gesicht; Nase und Kinn zeigen nicht die plumpen Vorsprünge des Negers. Eine Hinneigung zur Fettleibigkeit findet sich bei den Gelben häufiger als bei anderen Rassen. Daneben geringe Körperkraft und Anlage zur Gleichgiltigkeit! Im Gefühlsleben keine jener seltsamen Ausschweifungen, die bei den Schwarzen so gewöhnlich sind! Schwaches Begehren, ein eher eigensinniger als ausschweifender Wille, ein beständiger, aber ruhiger Sinn für materielle Genüsse! Bei geringerer Gefrässigkeit ist der Gelbe mehr wählerisch in den Speisen als der Neger. In allem zeigt er einen Hang zum Mittelmässigen und ein ziemlich leichtes Fassungsvermögen für alles, was nicht zu hoch noch zu tief ist. Er besitzt Liebe zum Nützlichen, Achtung vor der Regel und Bewusstsein von den Vorteilen einer gewissen Gabe von Freiheit. Die Gelben sind praktische Leute im engsten Sinne des Wortes. Sie sind Träumereien wie Theorien abhold, erfinden wenig, sind aber imstande, alles, was ihnen nützt, zu würdigen und anzunehmen. Ihre Wünsche beschränken sich darauf, möglichst angenehm und bequem zu leben. Man sieht, sie sind den Negern überlegen. Sie bilden eine Volksmasse und einen Kleinbürgerstand, wie ihn jeder Civilisator sich zur Grundlage seiner

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Gesellschaft nur wünschen kann; aber sie geben nicht das Material, um einer Gesellschaft Spannkraft, Schönheit und Schaffensfreudigkeit zu verleihen.

Es folgen die weissen Völker. Sie besitzen überlegte Thatkraft oder noch besser thatkräftige Einsicht; den Sinn für das Nützliche, aber in einer höheren, kühneren und idealeren Auffassung als die gelbe Rasse; eine Beharrlichkeit, welche jedoch entgegenstehende Schwierigkeiten berechnet und so Mittel findet, sie zu überwinden. Mit der viel grösseren Körperkraft vereint sich ein sicherer Instinkt für Ordnung, aber nicht mehr lediglich als Unterpfand für Ruhe und Frieden, sondern um besser haushalten zu können. Dazu ein ausgesprochener, zuweilen übertriebener Sinn für die Freiheit! Eine erklärte Feindschaft gegen das Formenwesen, in welchem die Chinesen so gern ihr schläfriges Dasein hinbringen, wie gegen den hochmütigen Despotismus, den einzigen Zügel, dem die schwarzen Völker sich fügen.

Die Weissen zeichnen sich ferner aus durch eine eigentümliche Liebe zum Leben. Diese höhere Wertschätzung desselben entspringt wohl dem Umstand, dass sie eben einen besseren Gebrauch davon machen; sie schonen es mehr, an sich wie an anderen. Wird eine Grausamkeit verübt, so ist man sich derselben bewusst, was bei den Schwarzen nicht immer der Fall ist. Und trotz dieser gesteigerten Liebe zum Leben haben sie Gründe gefunden, um es ohne Murren aufzugeben. Der Hauptbeweggrund dieser Art ist die Ehre, die, unter gleichem oder ähnlichem Namen, seit jeher in der weissen Gattung eine hervorragende Rolle gespielt hat. Dieser Ehrbegriff mit seiner kulturellen Bedeutung ist den Gelben wie den Schwarzen gleichmässig unbekannt. Schliesslich sei noch hervorgehoben, dass der ungeheuren Überlegenheit der Weissen im Gesamtbereiche des geistigen Lebens eine auffallende Schwäche im Empfindungsleben gegenübersteht. Seine sinnliche Begabung reicht nicht an die der Gelben und Schwarzen heran, und er wird daher in seiner körperlichen Lebensbethätigung, obgleich sein Körper beträchtlich kräftiger gebaut ist, weniger übererzt und in Anspruch genommen als jene.

Das sind die drei Grundbestandteile des Menschengeschlechts, die von Gobineau sogenannten Sekundärtypen; denn den adamitischen Primärmenschen glaubte er von der Betrachtung ausschliessen zu müssen. Aus der Verbindung der Unterarten jedes einzelnen der drei Typen sind dann Tertiärgruppen hervorgegangen.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Die vierten Formationen verdanken ihr Dasein der Ehe eines Tertiärtypus oder einer reinen Sekundärgattung mit einem der beiden anderen Tertiärtypen. Aus diesen Klassen sind nun wieder andere hervorgegangen und gehen noch täglich hervor, von denen einige, infolge anhaltender Durchdringung und Mischung desselben Blutes, das Bild einer ausgeprägten und selbständigen Art geben, während andere noch durchaus unfertig, in gewissem Sinne antisozial erscheinen. Die Zahl der so entstandenen Menschengattungen ist heute unendlich und nur nach algebraischen Kombinationen zu berechnen.

Es wäre nun ungenau, wollte man alle Mischungen kurzer Hand für schlecht und schädlich erklären. Sie haben vielfach genützt. So ist aus der Mischung der gelben und schwarzen Rasse die malayische hervorgegangen, die wertvoller ist als beide Stammrassen. Desgleichen entstanden aus weisser und gelber Mischung Volksstämme, welche die gelben und schwarzen überragen. Aber im allgemeinen wird man sagen, dass die geringen Völker bei der Mischung sich an Wert gehoben, die edleren dagegen, leider, um ebensoviel verschlechtert haben. Man kann zugeben, dass ein Mulatte, welcher Advokat, Arzt oder Kaufmann geworden ist, hoch über seinem Grossvater steht, einem unkultivierten, zu nichts brauchbaren Neger, aber man darf doch andererseits nicht leugnen, dass die ältesten Brahmanen, dass die Helden der Ilias und die von Firdusi besungenen persischen Helden des Schahnameh und endlich die alten skandinavischen Krieger, sämtlich glorreiche Erscheinungen jetzt verschwundener Rassen, ein glänzenderes und edleres Bild der Menschheit darboten, als die Mischlingsrassen gegenwärtiger Zeit. Und doch waren auch sie schon nicht mehr rein.

Es zeigte sich übrigens mehrfach, dass ein allmählicher Zufluss weissen Blutes, wenn er also nicht auf einmal und in überwältigender Menge erfolgte, dem befruchteten Stamm nicht mehr seine natürlichen Vorzüge mitbrachte. Er vermehrte häufig nur die schon vorhandene Unordnung. Diese scheinbare Regelwidrigkeit erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, dass jede fertige und vollkommene Mischung, welche also in diesem Falle dem weissen Zufluss vorangegangen wäre, nicht bloss die Eigenarten jedes der alten Mischungselemente, sondern auch ganz neue, aus der Mischung hervorgegangene, selbständige Eigenarten aufweist. Diese letzteren ergeben mit jedem neuen Zufluss wieder neue

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Eigenarten, sodass schliesslich bei einem nur allmählich erfolgenden Zufluss weissen Blutes eine völlige Anarchie der Rassenelemente eintritt. Wenn bei alledem Mischungen, in gewissen Grenzen, der Masse der Menschheit nützlich sein, sie emporheben und veredeln können, so geschieht es doch stets auf Kosten der Gesamtmenschheit, und wenn einige sich der Auffassung zuneigen, dass es besser sei, Myriaden untergeordneter Wesen zu mittlerer Höhe emporzuheben, anstatt eine einzelne Fürstenrasse zu züchten, so dürfen sie nicht vergessen, dass die auf Kosten der vormals Grossen geschaffene Mittelmässigkeit nicht stehen bleibt, sondern durch weitere Mischungen immer tiefer herabsinkt und dass aus den mehr und mehr entwerteten Ehen eine Verwirrung entsteht, welche die menschliche Gesellschaft schliesslich zur Nichtswürdigkeit führt, gegen die es keine Abhilfe, keine Aufbesserung mehr giebt.

Die Wahrheit dieser Theorien muss durch die Geschichte bestätigt werden. Und diese zeigt uns denn auch, dass jede höhere Civilisation von der Mitwirkung der weissen Rasse herrührt, dass keine ohne ihre Beihilfe bestehen kann und dass eine Gesellschaft sich desto grösser und glänzender gestaltet, je länger sich die Gruppe, aus der sie hervorgegangen ist, in ihrem Blute rein erhält, und je näher diese Gruppe selbst dem edelsten Zweige ihrer Gattung zugehört. So unternimmt es Gobineau in den folgenden fünf Büchern seines Werkes, alle menschlichen Civilisationen, die seit Anbeginn historischer Zeiten sich auf Erden längere Zeit bemerkbar gemacht haben, — und er findet deren nicht mehr als zehn! — einer geschichtlichen Prüfung zu unterziehen. Wenn unter diesen 10 Civilisationen, die jetzt zum guten Teil verschwunden sind, nur eine ist, die ihre treibende Kraft nicht von der weissen Rasse, und ihren Todeskeim nicht von einer der beiden anderen Rassen oder der durch Mischungen entstandenen Verwirrung empfangen hätte, so erklärt Gobineau seine ganze in diesem ersten Buche dargestellte Theorie für falsch und widerlegt. Wenn aber die geschichtlichen Thatsachen seiner Theorie entsprechen, so wird es erwiesen sein, erstens dass die Weissen die adlige Rasse darstellen. Ferner aber dass die Völker nur entarten infolge und im Verhältnis der Mischungen, welche sie durchmachen. Endlich dass keine Civilisation einen schlimmeren Stoss erhalten kann, als wenn die Zahl ihrer verschiedenen Volkselemente so gross wird, dass sie zu keinem

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Einklang und, infolge der fehlenden Gemeinsamkeit der Denkweise auch zu keiner Gemeinsamkeit der Instinkte und Interessen mehr gelangen kann, ohne welche eine Gesellschaft keine Daseinsberechtigung mehr hat. Dieses Menschenwirrsal ist eine schlimme Geissel für ein Volk, denn so traurig sie schon in der Gegenwart wirkt, die Zukunft wird nur immer schrecklicher werden.

Die 10 Civilisationen, welche Gobineau in historischer Behandlung prüfen will, sind folgende:

1. Die indische Civilisation. Ihre Vertreter entstammen einem Zweige der weissen, arischen Rasse.

2. Die ägyptische, um welche sich die Äthiopier, Nubier und einige andere kleine Völker gruppieren. Ins Leben gerufen ist sie durch eine arische Ansiedlung aus Indien, die sich im oberen Nilthal niederliess.

3. Die assyrische, welcher sich die Juden, Phönizier, Lyder, Karthager und die Himjariten (im südwestlichen Arabien) anschliessen. Sie verdanken ihre soziale Entwicklung den grossen Einwanderungen jener Weissen, für die man die Bezeichnung der Nachkommen Sems und Hams beibehalten kann. Die später eindringenden zoroastrischen Iranier dagegen, zu denen auch Meder, Perser und Baktrer gehören, bilden einen Zweig der arischen Familie.

4. Die griechische Civilisation. Ihre Träger enstammen gleichfalls einem arischen Zweige, gerieten aber frühzeitig mit semitischen Elementen in Berührung.

5. Die chinesische Civilisation. Sie bildet ein Seitenstück zu der ägyptischen, insofern auch hierhin eine aus Indien stammende arische Ansiedlung den ersten sozialen Antrieb brachte. Nur dass sie sich nicht, wie in Ägypten, mit Schwarzen, sondern mit Gelben und Malayen vermischte und ausserdem von Nordwesten her zahlreiche Zuschüsse von arischen, wenn auch nicht indischen Weissen erhielt.

6. Die altitalische Civilisation, aus welcher die römische Kultur hervorging; sie war ein Mosaik von Kelten, Iberern, Ariern und Semiten.

7. Die germanische Civilisation. Ihre Rassen gestalteten im 5. Jahrhundert den Geist des Abendlandes um; sie waren Arier.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Unter den Nummern 8 bis 10 wird Gobineau die drei amerikanischen Kulturvölker, die Alleghaner, Mexikaner und Peruaner behandeln.

Die sieben ersten Civilisationen, welche im Umkreis der alten Welt blühten, gehören alle mehr oder weniger der arischen Rasse an, mit Ausnahme der Assyrer. Aber auch deren Macht verdankt schliesslich den vom Iran eindringenden Ariern eine Wiedergeburt, welche den Glanzpunkt ihrer Geschichte bezeichnet.

Fast das ganze europäische Festland wird gegenwärtig von Völkergruppen bewohnt, deren Ursprung weiss ist, bei denen aber die nicht arischen Elemente in der Überzahl sind, und es giebt dort keine wahrhafte Civilisation, wo nicht arische Zweige einst die Herrschaft gehabt haben.

Von den zehn genannten Civilisationen ist keine einzige von der schwarzen Rasse ausgegangen. Desgleichen ist die Kultur der Chinesen keineswegs aus ihnen selbst erwachsen. Dazu bedurfte es der treibenden Kraft arischen Blutes.*) Als dies erschöpft war, trat Stillstand ein.

Mit diesen Betrachtungen hat der allgemeine oder theoretische Teil des Gobineau'schen Werkes sein Ende oder besser seinen Abschluss erreicht. Mögen die wenigen Brocken, welche ich dem Leser von einer reichen Schüssel darbieten konnte, ihn nicht gesättigt haben, sondern das Verlangen in ihm erwecken, sich selbst an die volle Tafel zu setzen und von den kostbaren Gaben zu geniessen, in denen ein Gobineau Wissen und Weisheit so wunderbar verbunden hat.

---

*) Die Behauptung des arischen Ursprungs der chinesischen wie auch der ägyptischen Civilisation gehört zu den wenigen Fällen, wo Gobineau im Interesse der methodischen Darstellung seiner Theorie den Beweis als a priori gegeben annehmen musste. Der Beweis wird erst in dem folgenden historischen Teil erbracht.

Druck von J. S. Preuss, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Generated at Library of Congress on 2021-01-31 04:06 GMT / https://hdl.handle.net/2027/wu.89096983382
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN